Europäische Revue

SEPTEMBER 1939

Aus dem Inhalt

XV. JAHR · HEFT 9
DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT
STUTTGART-BERLIN
POSTVERLAGSORT STUTTGART
Preis des Einzelheftes RM 1.50
P

EUROPÄISCHE REVUE

In Verbindung mit

PROF. DR. FREIHERRN VON FREYTAGH-LORINGHOVEN

Preuß. Staatsrat M. d. R.

herausgegeben von

DR. JOACHIM MORAS

Schriftleitung und Anzeigenverwaltung: Berlin W 30, Mackensenstraße 17
Fernsprecher: 22 90 86. Telegrammadresse: Devaverlag Berlin

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART BERLIN

EUROPÄISCHE REVUE

XV. JAHRGANG SEPTEMBER 1939

FREIHERR V. FREYTAGH-LORINGHOVEN: POLITIK UND RECHT

Der Beitrag fällt mit Rücksicht auf die Ferien im vorliegenden Heft aus.

MITARBEITER DES HEFTES

MIHAIL MANOILESCU, Professor der Volkswirtschaft an der Technischen Hochschule Bukarest, ehemaliger kgl. rumänischer Minister für Handel und Industrie. Wir verweisen auf seine früheren Beiträge im Januarheft 1933 und im Dezemberheft 1936 * ALCIDE EBRAY, ehemaliger französischer Minister-Resident, nahm in einem Aufsatz im Juniheft 1938 zur deutschen Kolonialfrage Stellung. Von seinen im Dienste wissenschaftlicher Forschung stehenden Veröffentlichungen über die Friedensverträge fand die weiteste Wirkung das Buch „La Paix malpropre" (Deutsche Übersetzung: „Der unsaubere Frieden", Berlin 1925) * Prof. Dr. HANS UEBERSBERGER, Direktor des Seminars für osteuropäische Geschichte und Landeskunde an der Universität Berlin, Herausgeber der „Jahrbücher für Geschichte Osteuropas" * Der Beitrag „Bismarcks Verhältnis zur deutschen Frage (1849—1850)" stellt einen Abschnitt des demnächst in der Deutschen Verlags-Anstalt erscheinenden Nachlaßwerks „Bismarck und die deutsche Revolution" von ERICH MARCKS dar. Wir verdanken den Vorabdruck dieser für das Verständnis der staatsmännischen Entwicklung Bismarcks besonders wichtigen Seiten der freundlichen Genehmigung der Hinterbliebenen des im November vorigen Jahrs verstorbenen großen deutschen Geschichtsschreibers. Über die Stellung dieses Buches im Schaffen von Erich Marcks — über seine Zuordnung zu dem vorausgegangenen ersten Band der Bismarck-Biographie und dem umfassenden letzten Werk „Aufstieg des Reiches. Deutsche Geschichte von 1807 bis 1870/78" — gibt der Heidelberger Historiker Professor Willy Andreas als Herausgeber im Vorwort der überaus gewissenhaft besorgten Buchausgabe Aufschluß * GUIDO MANACORDA, Professor für deutsche Literaturgeschichte an der Universität Florenz. Einzelne der vielseitigen Schriften des italienischen Gelehrten, der auch philosophischer und literarischer Mitarbeiter des „Corriere della Sera" ist, erschienen in deutscher Übersetzung im Wessobrunner Verlag, Berlin. Den vorliegenden Essay übersetzte Hans Wilfert * Der englische Schriftsteller E. M. FORSTER wurde in Deutschland vor allem durch seine Romane „Howard's End" (1910) und „Passage to India" (1923; deutsch: „Indien", Paul Neff Verlag, Berlin 1936) bekannt; auf seine bedeutsamen romantheoretischen Untersuchungen „Aspects of the Novel" (1927) werden wir demnächst näher eingehen. Die in der Übersetzung von Joachim Moras vorliegende Erzählung „Abschied von Kolonos" entnehmen wir mit freundlicher Genehmigung des Autors und des Verlags Sidgwick and Jackson Ltd. dem Sammelbande „The Celestial Omnibus" (London 1936) * Dr. ERNST SAMHABER, Berlin * Dr. FRITZ NEMITZ, Berlin * Die Rezension der Reihe kunsttheoretischer Bücher von Prof. FRITZ ALEXANDER KAUFFMANN, Ebersbach a. d. Fils, ist abgeschlossen * Dr. JOHANNES VOGEL, Berlin * MARIE VON BUNSEN, Berlin * OTTO FREIHERR VON TAUBE, Gauting in Oberbayern * Dr. HERMANN LUFFT, Berlin

MIHAIL MANOILESCU

DIE DREI EUROPA

Ein französischer Schriftsteller ist durch sein einprägsames Wort von den „beiden Europa", das den Gegensatz von industriellem und landwirtschaftlichem Europa auf eine Formel bringen sollte, weithin bekannt geworden. Betrachtet man die Physiognomie Europas einmal etwas genauer und beschränkt man sich nicht darauf, die Länder aus der Perspektive des Flugzeugs zu sehen — denn auf diese Weise gelangte jener Schriftsteller nach seinen eigenen Worten zu seinen wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Ergebnissen —, so erscheint eine solche Einteilung der europäischen Länder allerdings keineswegs mehr so klar und einfach.

In der Tat, will man Europa in seinen natürlichen Gegensätzen und Gemeinsamkeiten verstehen, das heißt, will man wirklich zu einem umfassenden Verständnis gewisser grundlegender Erscheinungen seines wirtschaftlichen und politischen Lebens kommen, dann ist es nicht genug, obenhin die Unterschiede in der wirtschaftlichen Struktur der verschiedenen Länder zu betrachten und — was an sich schon ein reichlich summarisches und vereinfachendes Verfahren ist — die einen als Industrie-, die anderen als Agrarstaaten zu bezeichnen.

Man wird dann vielmehr über diesen Gegensatz hinaus die Dynamik ins Auge fassen müssen, die jeder Nation und jedem Staate eigentümlich ist. Denn einzig und allein diese Dynamik ist es, die uns, sobald man sie zu dem Lebensraum jeder einzelnen Nation in Beziehung setzt, darüber Aufschluß geben kann, welche Nationen ihr Gleichgewicht gefunden haben und daher befriedigt sind und welche ihr Gleichgewicht nicht gefunden haben und daher nicht befriedigt sein können.

Es gilt also, jedes Volk in Europa unter biologischem Gesichtspunkt zu betrachten und das Verhältnis seiner Vitalität zu seinen Lebensmöglichkeiten, die wiederum von dem ihm gegebenen Lebensraum abhängen, zu bestimmen. Geht man aber in dieser Weise vor, so wird man unschwer erkennen, daß es nicht zwei, sondern drei verschiedene Europa gibt und daß diese neue Einteilung die wirklich natürliche ist.

Es gibt in Europa Völker, die sich rasch vermehren und dabei nur über einen sehr engen Lebensraum verfügen, und es gibt solche, die sich sehr langsam vermehren, obwohl ihnen sehr große Möglichkeiten zu Gebote stehen —

zu welch letzteren im übrigen auch diejenigen zu rechnen sind, die sich, wie die Portugiesen und Holländer, rasch vermehren, aber großen Kolonialraum besitzen. Damit kommen wir zunächst zu einer Zweiteilung der europäischen Länder je nach ihrer biologischen Lage, das heißt nach dem Verhältnis ihres Bevölkerungsdruckes zu ihrem Lebensraum.

Verbindet man nun diese biologische Einteilung mit jener wirtschaftsstrukturellen Klassifizierung, nach der Europa in industrielle und landwirtschaftliche Länder zerfällt, so wird man dahin gelangen, folgende drei Europa zu unterscheiden, von denen jedes einzelne eine eigene, nach seiner biologischen Situation und seiner Wirtschaftstruktur verschiedene Physiognomie besitzt:

1. Westeuropa, das Großbritannien, Frankreich, die Niederlande, Belgien und Portugal umfaßt — mit Ausnahme von Portugal also sämtlich Industrieländer, die große Kolonien besitzen und infolgedessen unter keinerlei spürbarem Bevölkerungsdruck zu leiden haben. — Als eine Art Verlängerung Westeuropas kann die Gruppe der Nordstaaten gelten, die sich aus Dänemark, Norwegen, Schweden und Finnland zusammensetzt und sich eines sehr gesicherten und zufriedenstellenden Gleichgewichts erfreut.

2. Zentraleuropa mit Deutschland und Italien — industriellen Ländern mit starkem Bevölkerungszuwachs und ohne wesentlichen Kolonialbesitz, die infolgedessen einem unerträglichen Bevölkerungsdruck ausgesetzt sind. — Eine Art Verlängerung bildet hier Spanien, dessen Lage derjenigen Zentraleuropas weitgehend gleicht.

3. Osteuropa, das die baltischen Staaten, Polen, Ungarn, Rumänien, Jugoslawien, Bulgarien und Griechenland umfaßt — sämtlich argarische Länder also mit außerordentlich steigender Bevölkerungsziffer und daher unerträglichem Bevölkerungsdruck.

Man wird nun gewiß fragen, wo in dieser Einteilung Rußland und die Türkei ihren Platz finden. Die Antwort fällt nicht schwer, denn sie ist ja von den maßgebenden Männern dieser beiden Staaten selbst gegeben worden: Rußland und die Türkei gehören zu Asien; sie bilden zusammen Westasien. Ohne dem hier irgendeinen politischen und absprechenden Nebensinn geben zu wollen, stellen wir fest, daß diese beiden Staaten selbst ihren Schwerpunkt und ihre nationale Aufgabe mehr in Asien als in Europa suchen. Unter unseren Gesichtspunkten betrachtet wäre zu sagen, daß dieses Westasien ein agrarisches Gebiet mit steigender Bevölkerung ist, infolge seines hinreichend großen Lebensraumes jedoch nicht unter einem empfindlichen Bevölkerungsdruck zu leiden braucht.

Bevor wir uns den Schlußfolgerungen zuwenden, die sich aus dieser Einteilung Europas notwendig ergeben, müssen wir sie zunächst auf Grund von Zahlenangaben rechtfertigen.

Wenn wir das Statistische Jahrbuch des Völkerbundes für 1938/39 zur

Hand nehmen (es sei uns verstattet, das Genfer Institut wenigstens in einer Hinsicht brauchbar zu finden!), so sehen wir (auf Seite 43—44) die Geburten- und Sterbeziffern für sämtliche Länder verzeichnet. Indem man die Differenz beider Ziffern berechnet, erhält man die Vermehrungsrate oder den Geburtenüberschuß der Völker für die drei Fünfjahresabschnitte von 1921 bis 1925, 1926—1930, 1931—1935; ebenso läßt sich die durchschnittliche Vermehrungsrate für die fünfzehn Jahre von 1921 bis 1935 errechnen. Auf diese letzteren von uns errechneten Ziffern werden wir uns stützen, wenn wir im folgenden die Vermehrungskapazität der einzelnen Länder kennzeichnen.

Unsere Einteilung Europas findet nun in folgenden Zahlenangaben eine klare Bestätigung:

1. In Westeuropa weist England mit einer Bevölkerung von etwa 49 Millionen (des Mutterlandes) kaum einen Geburtenüberschuß von 5,4 je 1000 der Bevölkerung auf. Die Gesamtbevölkerung des Empire beläuft sich dabei auf das Zehnfache derjenigen des Mutterlandes! Frankreich erreicht kaum einen Geburtenüberschuß von 1,4 je 1000 der Bevölkerung (vor dem Kriege hatte es in den Jahren 1911—1913 sogar eine Unterbilanz von 0,9!) bei einer Bevölkerung von ungefähr 42 Millionen und besitzt dabei ein Kolonialreich von 106 Millionen Einwohnern! Belgien verzeichnet einen Geburtenüberschuß von 5,2.

Westeuropa befindet sich demnach in einem Zustand biologischer Stagnation. Lediglich die Niederlande und Portugal weisen mit einem Geburtenüberschuß von 12,5 bzw. 13,6 eine bemerkenswerte Fruchtbarkeit auf, aber beide Länder besitzen zugleich — ebenso wie Belgien — große Kolonialreiche. Jedenfalls wird man behaupten können, daß Westeuropa sein Gleichgewicht gefunden und daß es kein bevölkerungspolitisches Problem von entscheidender Bedeutung zu lösen hat. Man wird darum mit Recht die westeuropäischen Länder als die Gruppe der Befriedigten bezeichnen dürfen.[1]

2. Was Zentraleuropa betrifft, so hat Deutschland einen Geburtenüberschuß von 6,9 (in den Jahren 1911—1913 12,2), Italien einen solchen von 10,9. Ähnlich weist Spanien, das ebenfalls ohne ins Gewicht fallende Kolonien ist, einen Geburtenüberschuß von 10,3 auf. Bedenkt man außerdem, daß Deutschland und Italien einen besonders ertragsarmen Boden besitzen und daß in beiden Ländern schon das Höchstmaß des Möglichen aus ihm herausgewirtschaftet wird, so ist es nicht weiter erstaunlich, daß diese Länder Zentraleuropas die erste Gruppe der Unbefriedigten in Europa bilden.

3. In Osteuropa schließlich ist das Bevölkerungswachstum besonders stark und so erstaunlich gleichmäßig, als stünden die Länder des Ostens nahezu unter gleichen biologischen Bedingungen. Die Ziffern des Geburtenüberschusses liegen für fast alle diese Länder über 11 je 1000 der Bevölkerung;

[1] Für die Gruppe der Nordstaaten lauten die Ziffern: 8,7 für Dänemark, 7,5 für Norwegen, 4,4 für Schweden und 7,8 für Finnland.

sie lauten für Bulgarien 15,7, Polen 14,8, Jugoslawien 14,3, Rumänien 13,3, Litauen (hier nur für die Jahre 1926—1935) 11,3 und für Griechenland 11.[1]

Der Bevölkerungsdruck ist infolgedessen in den agrarischen Ländern Osteuropas unerträglich geworden. Nicht nur führende Wirtschaftswissenschaftler des Südostens, wie zum Beispiel Otto v. Frangeš,[2] sind zu diesem Schluß gekommen. Auch der hervorragende deutsche Volkswirtschaftler Anton Reithinger hat in seinem bekannten Buch „Das wirtschaftliche Gesicht Europas" darauf hingewiesen, daß im europäischen Südosten die Bevölkerungsdichte je Quadratkilometer landwirtschaftlicher Nutzfläche nahezu doppelt so groß ist wie etwa in Deutschland (nämlich 78 gegen 48 Menschen). Schließlich hat Professor Ernst Wagemann, dessen Name allein strengste Objektivität verbürgt, in seinem letzten Buch „Der Neue Balkan" festgestellt, daß in den Balkanländern fast ein Drittel der Bauern so gut wie arbeitslos ist, weil man ihrer Arbeitskraft im Grunde gar nicht bedürfe. Das agrarische Osteuropa ist in diesem Sinne das eigentliche Gebiet des sogenannten landwirtschaftlichen Grenzarbeiters. Die Länder des Ostens können daher durchaus als die zweite Gruppe der Unbefriedigten in Europa betrachtet werden.

Aus dieser knappen Übersicht lassen sich ohne weiteres einige Feststellungen ableiten.

Die erste besteht darin, daß Westeuropa (England und Frankreich) und Westasien (Rußland und die Türkei) eine gewisse Ähnlichkeit geopolitischer Art aufweisen. Bei beiden Gebieten handelt es sich um große Reiche, denen unermeßliche Räume und noch unausgeschöpfte Möglichkeiten zu Gebote stehen.

Die zweite Feststellung ist, daß die beiden unbefriedigten und biologisch benachteiligten Teile Europas, Zentraleuropa und Osteuropa, die zwingende Notwendigkeit ihrer naturgegebenen Solidarität erkennen müssen. Sie sind durch ihre geographischen und demographischen Bedingungen dazu bestimmt, sich gegenseitig zu verstehen, zu stützen und zu helfen. Nicht künstliche und vorgefaßte Überlegungen oder politische Spekulation führen zu dieser Schlußfolgerung: die Logik der Biologie macht sie unabweislich. Wer sie widerlegen wollte, müßte zuvor das Unmögliche leisten und die positiven, klaren und sinnfälligen Tatsachen aus der Welt schaffen, auf denen sie beruht.

Das ist der Grund, weshalb wir als Prinzip oder Hauptregel der Politik oder besser der Ethik den Satz aufstellen können, daß kein Staat Zentral-

[1] Nur Ungarn mit 8,3, Lettland (hier wieder nur für die Jahre 1926—1935) mit 5,2 und Estland mit 4,1 liegen unter diesem Durchschnitt.

[2] Vgl. vor allem seine Untersuchung „L'industrialisation des pays agricoles du Sud-Est de l'Europe" (Revue économique internationale, Juli 1938).

oder Osteuropas das Recht hat, die natürliche Solidarität, die diese Völker verbindet, zu zerstören, es sei denn, daß er sich an sich selbst versündigen wolle. Die Länder Osteuropas können nicht leichtfertig eine feindselige Haltung gegenüber den großen Völkern Zentraleuropas einnehmen, ebenso wie diese sich bis zum äußersten bemühen müssen, Rücksicht auf die so viel schwächeren Staaten zu nehmen, soweit diese Staaten ihnen gegenüber keine feindselige Stellung beziehen.

In der großen Familie der Unbefriedigten und — warum es nicht aussprechen? — der Unterernährten, die von den Seealpen und den Vogesen bis zum Dnjestr reicht, muß durchgehend ein Gefühl gegenseitigen Verstehens und Vertrauens herrschen. Denn allen diesen Völkern ist das Schicksal vieles schuldig geblieben ... Alle sehen sie gewaltige Aufgaben des Aufbaus vor sich, die für die einen die Erfüllung äußerer Ansprüche einschließen, von den anderen wiederum in enger Zusammenarbeit mit den fortgeschritteneren Ländern Zentraleuropas gelöst werden können. Und schließlich sind sie alle von jener Dynamik erfüllt, die ihnen nicht nur ihre unbestreitbare Jugend, sondern auch die brennende Notwendigkeit verleiht, ihr Los zu verbessern — eine Notwendigkeit, die die konservativen Völker nicht kennen.

Muß aber nicht — so ist zu fragen — die Verschiedenartigkeit von industriellem und agrarischem Europa jene Solidarität der beiden unbefriedigten Europa stören?

Wir sind besonders ausgewiesen, diese Frage zu erörtern, da wir wiederholt und im Zusammenhang einer umfassenden Lehre die These von dem Gegensatz zwischen industriellen und agrarischen Ländern und der Ausbeutung der letzteren durch die ersteren vertreten haben.[1] Im Verlauf wissenschaftlicher Auseinandersetzungen, die wir unlängst in Deutschland geführt[2] haben, haben wir indes selbst die Auffassung niedergelegt, die im übrigen theoretisch für uns von Anfang an gültig war, daß nämlich die Ungleichheit und Ungerechtigkeit, die der Austausch industrieller gegen agrarische Erzeugnisse mit sich bringt, gemildert, ja zum Verschwinden gebracht werden können, wenn innerhalb des Systems eines Großwirtschaftsraums die agrarischen im Verhältnis zu den industriellen Preisen steigen. In einem auf dem Prinzip wirtschaftlicher Ergänzung beruhenden Großraum ist aber eine solche Preisbewegung nicht nur möglich, sondern gilt geradezu als eines der Ziele, um derentwillen ein derartiger Großwirtschaftsraum gebildet wird (und zwar auf dem Wege einer Isolierung der

---

[1] Vgl. mein Buch „Die nationalen Produktivkräfte und der Außenhandel" (Berlin 1937) und meinen Beitrag zum Novemberheft 1937 dieser Zeitschrift „Die geistige und wirtschaftliche Autarkie Osteuropas".

[2] Vgl. vor allem „Braune Wirtschaftspost" (1938) und „Internationale Agrar-Rundschau" (1938).

Getreide- und Nahrungsmittelpreise gegenüber dem von den überseeischen Agrarländern ausgehenden Einfluß).

Daher ist der wirtschaftliche Gegensatz zwischen industriellen und agrarischen Ländern vermeidbar, wo es sich um benachbarte Länder handelt, die geeignet sind, zusammen einen Großwirtschaftsraum zu bilden. Der Gegensatz zwischen Westeuropa einerseits und Zentral- und Osteuropa andererseits hingegen ist viel schwerwiegender, ja unüberbrückbar. Denn hier liegt ein biologischer Gegensatz vor, der auf die Lebenskraft der Völker zurückgeht. Nicht die Menschen, sondern der liebe Gott hat ihn geschaffen. Während der wirtschaftliche Gegensatz mit der Zeit verschwinden kann und verschwinden muß, verschärft sich jener biologische Gegensatz seiner Art und seinen Auswirkungen nach im Maße der ständig fortschreitenden Veränderung des zahlenmäßigen Verhältnisses zwischen den fruchtbaren Völkern Zentral- und Osteuropas und den geburtenarmen Völkern Westeuropas.

In diesem Sinne können wir abschließend sagen, daß, wenn zwischen dem landwirtschaftlichen Osteuropa und dem industriellen Zentraleuropa ein Graben zu überwinden ist, zwischen diesen beiden bevölkerungspolitisch dynamischen und unbefriedigten Teilen Europas und dem in seiner Bevölkerung stagnierenden und befriedigten Westeuropa ein Abgrund liegt.

Die Bedingungen, von denen wir gesprochen haben, liefern eine hinreichend tragfähige Grundlage, auf der eine breite und tiefgreifende Bewegung der Annäherung zwischen Deutschland und Italien einerseits und den agrarischen Ländern des europäischen Ostens andererseits sich entwickeln kann. Sie würden durchaus auch die Entstehung einer gemeinsamen Weltanschauung gestatten.

Man wende nicht ein, daß eine solche ideologische Schlußfolgerung aus gewissen Rahmenbedingungen oder Rahmenvoraussetzungen nichts anderes als ein Beispiel geschichtsmaterialistischer Auffassung darstellen würde. Sie hat im Gegenteil damit nicht das Geringste zu tun. Zunächst sind ja jene Rahmenbedingungen, aus denen wir unsere Schlußfolgerung abgeleitet haben, gar nicht materieller, sondern biologischer Natur, was etwas völlig anderes ist . . . Als es sich dagegen um eine rein materielle Tatsache handelte, wie es die Verschiedenheit und der Gegensatz von industriellem Zentraleuropa und agrarischem Osteuropa war, haben wir selbst anerkannt, daß diese Verschiedenheit durch eine gemeinsame Willensanspannung jener beiden Europa ausgeglichen und sogar zum Verschwinden gebracht werden kann. Und wie wir schließlich aus ihrer rein materiellen Verschiedenartigkeit (Industrie hier, Landwirtschaft da) keinen notwendigen und schicksalsmäßigen Antagonismus dieser beiden Europa abgeleitet haben, ebensowenig haben wir aus einer rein materiellen Gleichartigkeit eine notwendige und schicksalsmäßige Solidarität

abgeleitet, wo es sich um West- und Zentraleuropa handelte, die beide eine industrielle Struktur aufweisen.

Weder rein materielle Gegensätze noch rein materielle Gleichartigkeiten haben also auf unsere Überlegung irgendeinen Einfluß ausgeübt. Ausschließlich biologische Erwägungen, das heißt Dynamik und Lebenskraft, die stets auch mit seelischen und geistigen Kräften und ihrer Dynamik übereinstimmen, bilden für uns die Rechtfertigung jener uns als naturgegeben erscheinenden Solidarität zwischen Zentral- und Osteuropa.

Eine solche, von gemeinsamen biologischen Gegebenheiten geforderte Solidarität vermag nun durchaus eine gemeinsame Weltanschauung herbeizuführen und zu fördern. Denn Weltanschauung verhält sich zu Biologie wie die Pflanze zu dem Boden, aus dem sie ihre Nahrung zieht. Auf einem und demselben Boden können alle möglichen Pflanzenarten aufgehen, aber eine bestimmte Pflanze kann nicht auf irgendeinem beliebigen Boden gedeihen ...

Zentral- und Osteuropa nun scheinen im Vergleich zu allen anderen Gebieten des Erdteils der günstigste europäische Boden für die Entfaltung einer auf seelischer Dynamik und Vitalität beruhenden Weltanschauung zu sein, einer Weltanschauung junger oder verjüngter Völker, wie es Nationalsozialismus und Faschismus sind. Aus diesen Gründen glauben wir, daß heute alle Voraussetzungen für eine Solidarität und Zusammenarbeit der Mitte und des Ostens Europas gegeben sind.

Was jenes wirtschaftliche Argument betrifft, welches in der Tatsache beschlossen liegt, daß die Agrarwirtschaft des Ostens und die Industriewirtschaft Zentraleuropas sich ergänzen, so haben wir es hier absichtlich nicht heranziehen wollen. Nicht etwa, weil wir seinen Wert gering einschätzten, sondern weil es heute derart zum allgemeinen Bestand gehört, daß es uns nützlicher schien, auf eine umfassendere und tiefere Bedeutung der Beziehungen zwischen Zentral- und Osteuropa hinzuweisen.

Um unseren Ausführungen ein Ziel zu setzen, haben wir auch auf historische Erwägungen verzichtet, obwohl auch sie unsere Gesamtauffassung des heutigen Europa bestätigen.

Wenn man sich einmal die geschichtliche Reihenfolge vergegenwärtigt, in der die einzelnen europäischen Staaten als Nationalstaaten (als gleichartige, einheitliche und vollständige Nationen) in die Erscheinung getreten sind, so drängt sich zunächst eine recht bedeutsame Feststellung auf: die ersten Nationalstaaten entstanden in Westeuropa — sowie in seiner nordeuropäischen Verlängerung —, während die letzten sich in Zentral- und Osteuropa herausbildeten. England war der erste Nationalstaat in Europa; Frankreich, Portugal, Spanien, Holland, Dänemark und Schweden folgten, und man kann sagen, daß das Europa des 17. Jahrhunderts diese Länder bereits als fest begründete und typische Nationalstaaten kannte. Ende des 17. Jahrhunderts trat unter der Führung

Peters des Großen selbst Rußland als ein auf einem Nationalbewußtsein beruhender Staat auf.

Bis zu jener Epoche hatte sich also Europa nur im Westen (einschließlich seiner nordeuropäischen Ergänzung) sowie im russischen Osten in Nationalstaaten kristallisiert. Zentral- und Osteuropa hingegen kannten Nationalstaaten dieses innerlich gleichartigen, einheitlichen und vollständigen Typus noch nicht. Erst im 19. Jahrhundert haben — nach dem relativen Stillstand der nationalen Idee im 18. Jahrhundert — Zentral- und Osteuropa die Entwicklung zu Nationalstaaten wieder aufgenommen; Italien, Deutschland entstanden, und die Staaten des Südostens gewannen nach ihrer Befreiung vom Osmanischen Reich Gestalt. Im 20. Jahrhundert ist dieser Prozeß mit dem Zerfall des Habsburgerreiches kaum zum Abschluß gekommen, dessen letzter Akt in den Jahren 1938—1939 die Schaffung Großdeutschlands war.

Die Nationalstaaten Zentral- und Osteuropas sind also als letzte zum Ziel gelangt ... Ihre heutige Vitalität ist nichts anderes als das allgemeine Merkmal aller Nationen in den ersten Jahrhunderten nach ihrer Zusammenfassung zu geeinten nationalen Staaten ... Dementsprechend zeigen diese Staaten heute auch ein Höchstmaß an Dynamik und eine in Kultur und Zivilisation schöpferische und erneuernde Kraft, deren Leistung und Fruchtbarkeit noch in ihren Anfängen stehen.[1]

Unsere Ausführungen wollten nicht mehr als die Grundlinien eines Bildes andeuten, das im einzelnen erst noch auszuführen wäre. In einem Augenblick indes, da gewisse osteuropäische Länder sich anschicken, die naturgegebene und kraft gemeinsamen Schicksals unausweichliche Solidarität mit Zentraleuropa zu zerstören, schien es uns zweckmäßig, diese grundsätzlichen Überlegungen hier vorzutragen.

Möchte es ihnen vergönnt sein, auch gewisse osteuropäische Staatsmänner, auf denen heute eine ungeheure Verantwortung ruht, zum Nachdenken anzuregen.

[1] Wir sind im Begriff, diese Auffassung in einer Sonderuntersuchung zu vertiefen und eingehend darzulegen.

ALCIDE EBRAY

DAS PROBLEM DER KOLONIALMANDATE UND DIE ENTWICKLUNG IN SYRIEN UND ALEXANDRETTE

Noch während des Krieges, vor allem aber nach Friedensschluß, fanden sich in den Ententeländern Männer guten Willens, die um eine Wiederversöhnung durch Herausstellung der Wahrheit bemüht waren. Als während des Krieges die beiden kriegführenden Parteien sich gegenseitig die ausschließliche Verantwortung an dem Konflikt zuschoben, schien ihnen diese Verantwortung geteilt zu sein. Soweit die von der Zensur der Pressefreiheit auferlegten Einschränkungen es zuließen, versuchten sie, ihren Landsleuten dies verständlich zu machen. Nach Friedensschluß schienen ihnen die Friedensbedingungen zu weit zu gehen, ja sie hielten sie für ungerecht. Auch darüber versuchten sie ihre Landsleute aufzuklären, wobei ihnen jetzt die größere Bewegungsfreiheit der Presse zustatten kam.

Von diesen Männern wollten die einen einfach die Aufgabe des Historikers erfüllen und objektiv die Wahrheit feststellen. Andere leitete darüber hinaus ein Gerechtigkeitsgefühl den früheren Feinden gegenüber, dem Rechnung zu tragen ihrer Meinung nach ihren Landsleuten zur Ehre gereichen würde. Wieder andere schließlich waren besorgt um die Zukunft des Friedens, der ihnen durch den Charakter der sogenannten Friedensverträge kompromittiert schien.

Am 21. April 1919, kurz vor der Unterzeichnung des Versailler Vertrages, dessen Hauptpunkte schon bekannt geworden waren, schrieb der „Temps“: „Je näher der Friede rückt, um so deutlicher erkennt man die in ihm enthaltenen Keime zu einem neuen Krieg.“ Wenige Tage später — am 29. April — schrieb Gabriel Hanotaux mit der ganzen Autorität, die ihm als Historiker und Staatsmann zukam, im „Figaro“ folgendes: „Dieser Friede, den man uns zumutet, birgt in seinem Schoße den Krieg.“ Anschließend untersuchte er alle die schlecht geregelten Fragen, aus denen sich ein neuer Krieg ergeben könnte.

Eben weil sie sich dieser Gefahren bewußt waren, hofften jene Männer des guten Willens, wie sie sich in verschiedenen Ländern der Entente, vor allem in Frankreich, England und den Vereinigten Staaten fanden, sie dadurch beschwören zu können, daß sie ihren Landsleuten die Unvollkommenheiten und Ungerechtigkeiten der Friedensverträge aufzeigten.

In Frankreich gruppierten sich die Männer um die zu diesem Zweck gegründete Zeitschrift „Evolution“, die sich zehn Jahre lang unter großen Schwierigkeiten halten konnte. Auch der Verfasser dieses Beitrags hat zu dieser Gruppe gehört. In seinen Büchern und Artikeln hat er sich vor allem um den Nachweis bemüht, daß die Friedensverträge im Widerspruch zu den „Punkten“ des Präsidenten Wilson standen und daß gerade darin die Ursache der hauptsächlichsten Schwierigkeiten der Nachkriegszeit zu suchen sei.

Viele von diesen Männern haben im Laufe der Jahre den Mut verloren, da sie zu der Auffassung kamen, daß ihre Bemühungen nutzlos seien. Andere waren beharrlicher und führen den guten Kampf um die Wiederversöhnung, das heißt um die Aufrechterhaltung des Friedens, im Namen der Wahrheit noch heute fort. Entgegen der Meinung mancher Kreise können sie nicht zugeben, daß sie angesichts der gegenwärtigen internationalen Spannung mit ihren Bemühungen aussetzen sollten. Im Gegenteil glauben sie, daß diese Bemühungen um so dringlicher sind, je mehr der Friede bedroht scheint. Nicht nur innerhalb ihrer eigenen Länder scheint ihnen eine publizistische Tätigkeit berechtigt, sondern auch, bei gegebener Gelegenheit, innerhalb der ehemals feindlichen Länder. Leser, die diesen Ländern angehören, können ihrer Meinung nach nur einen günstigen Eindruck von dem Lande des Autors erhalten. Überdies sind sie sich darüber klar, daß ihnen unter ihren Landsleuten nur übelgesinnte oder schlecht beratene daraus einen Vorwurf machen können. In dieser Überzeugung hat der Verfasser dieses Artikels nicht gezögert, der Aufforderung der „Europäischen Revue", sich mit der im folgenden behandelten Frage auseinanderzusetzen, nachzukommen.

Präsident Wilson hatte sein Friedensprogramm in vier verschiedenen Reden formuliert und in vier Gruppen von Punkten zusammengefaßt, und zwar an den folgenden Daten: am 18. Januar 1918, in der Botschaft an den Kongreß (die 14 Punkte); am 11. Februar 1918, in der Botschaft an den Kongreß (vier Punkte); am 4. Juli 1918, in der Rede am Grabe Washingtons (vier Punkte), am 27. September 1918, in der Rede anläßlich der vierten Freiheitsanleihe (fünf Punkte).

Das gesamte Programm umfaßte also 27 Punkte, weshalb man zu Unrecht nur von den „14 Punkten" spricht, denn auf diese Weise wird immer nur ein unvollständiges Programm herausgestellt. Das Selbstbestimmungsrecht der Völker, das eine der wesentlichen Bedingungen der Friedensregelung sein sollte, ist zum Beispiel nicht in den 14 Punkten, sondern in anderen Gruppen von Punkten niedergelegt.

Nun war — das festzuhalten, ist wichtig — zwischen der Entente und ihren Gegnern, ehe diese einem Waffenstillstand zustimmten, der sie der Möglichkeit, die Feindseligkeiten fortzusetzen, beraubte, vereinbart worden, daß der Friede nicht nur auf Grund der 14 Punkte, sondern auf Grund der Gesamtheit der von dem amerikanischen Präsidenten in seinen verschiedenen Reden formulierten Bedingungen geschlossen werden sollte.

Trotz dieser von der Entente übernommenen Verpflichtung sind dann die Friedensverträge im Widerspruch zu den 27 Punkten abgeschlossen worden, und zwar sowohl in allgemeinem Betracht als auch in Einzelfragen wie der der Kolonien oder im Falle Syriens und Palästinas, von dem hier im besonderen die Rede sein soll.

Im fünften der 14 Punkte hieß es:

„Eine freie, weitherzige und unbedingt unparteiische Schlichtung aller kolonialen Ansprüche, die auf einer genauen Beobachtung des Grundsatzes fußt, daß bei der Entscheidung aller derartiger Souveränitätsfragen die Interessen der betroffenen Bevölkerung ebensolches Gewicht haben müssen wie die berechtigten Forderungen der Regierung, deren Rechtsanspruch bestimmt werden soll."

Es ist ganz offensichtlich, daß dieser, wiewohl etwas ungenaue Text in keiner Weise besagte, daß die Mächte, die Kolonien besaßen, sie in der vorgesehenen Friedensregelung aufzugeben hätten.

Der zwölfte der 14 Punkte lautet:

„Den türkischen Teilen des gegenwärtigen Osmanischen Reichs sollte unbedingte Selbständigkeit gesichert werden. Aber den anderen Nationalitäten, die jetzt unter türkischer Herrschaft stehen, sollte völlige Sicherheit des Lebens und ganz ungestörte Gelegenheit zu selbständiger Entwicklung gesichert werden; die Dardanellen sollten als freie Durchfahrt den Schiffen und dem Handel aller Nationen unter völkerrechtlichen Bürgschaften dauernd geöffnet werden."

Das heißt mit aller Eindeutigkeit, daß die dem Osmanischen Reich gehörenden arabischen Länder abgetrennt und unabhängig gemacht werden sollten. Noch klarer aber ist, daß nichts in diesem Text darauf hindeutet, daß diese Länder, offen oder in verschleierter Form, unter die Herrschaft anderer Länder als des Osmanischen Reiches kommen sollten.

Der zweite der vier in der zweiten Botschaft an den Kongreß vom 11. Februar 1918 aufgeführten Punkte besagt:

„daß Völker und Provinzen nicht von einer Staatshoheit zur anderen verschachert werden dürfen, als ob sie bloße Sachen oder Steine in einem Spiele wären, sei es auch in dem nunmehr für immer verrufenen Spiele des Mächtegleichgewichts".

Der zweite der vier Punkte vom 4. Juli 1918 fordert:

„Regelung aller Fragen, sowohl der Gebiets- wie der Souveränitätsfragen, der wirtschaftlichen Vereinbarungen und politischen Beziehungen auf der Grundlage einer freien Annahme dieser Regelung durch das Volk, das unmittelbar davon betroffen ist, und nicht auf der Grundlage des materiellen Interesses oder Vorteils irgendeines anderen Volkes, das eine andere Regelung zur Ausbreitung seines Einflusses oder seiner Herrschaft wünscht."

Nachdem man das Selbstbestimmungsrecht der Völker in dieser Weise klar festgelegt hatte, hätten gewisse Lösungen, zu denen die Autoren der Friedensverträge gelangt sind, unmöglich sein sollen.

Am 10. März 1919 hatte sich im italienischen Senat Tittoni zur Frage der Kolonialmandate folgendermaßen geäußert: „Es scheint mir nützlich, daß sich alle darüber im klaren sind, daß wir keinen Unterschied zwischen der Besetzung auf Grund eines Mandats und der tatsächlichen Besitzergreifung sehen können. Die Besetzung auf Grund eines Mandats ist nichts Neues. Sie ist nichts anderes als eines der alten Hilfsmittel, das die frühere Diplomatie schon ausgenutzt hat. Jedermann hat Beispiele dafür zur Hand, angefangen von den am weitest zurückliegenden Fällen bis zu den jüngsten des Berliner Kongresses. Die Völkerrechtslehrer räumen ein, daß in der Tat Besetzung auf Grund eines Mandats und Besitzergreifung ein und dasselbe sind. Vor mir liegt ein französisches Buch, das sich eingehend mit der Besetzung auf Grund eines Mandats befaßt. Wollen Sie wissen, wie es betitelt ist? *Verschleierte Gebietsabtretungen im Völkerrecht (Les Cessions déguisées de territoires dans le droit international public)*. Getarnte Abtretungen, so hat sie die juristische Doktrin bezeichnet."

Mit Berufung auf eine französische Autorität hatte der bedeutende italienische Staatsmann die Institution des Mandats treffend dahingehend definiert, daß sie eine Fiktion sei. Die Wirklichkeit war eine „verschleierte", „getarnte" Besitzergreifung. Wenn die Siegermächte aber zu dieser Fiktion griffen, so nur deshalb, weil ihnen bewußt war, daß ihre aus den 27 Punkten herrührenden Verpflichtungen ihnen eine offene Besitznahme nicht erlaubten.

Der Streit, der sich daraus notwendigerweise zwischen den Siegern des Weltkriegs und ihren ehemaligen Gegnern ergab, hatte seine Ursache darin, daß die letzteren den Tatbestand, den die Fiktion verschleierte, nicht anerkennen wollten. Für sie stellte schon die Fiktion selbst eine Verleugnung der in den 27 Punkten ausgesprochenen Grundsätze dar. Daher ist es um so weniger überraschend, daß sie die Frage der Rückgabe ihrer früheren Kolonien aufgeworfen haben, da der Völkerbundspakt in seinem Artikel 22 das Mandat einer „Vormundschaft" vergleicht. Das Wesen der Vormundschaft liegt aber darin, daß sie vorübergehend ist.

Man hat sich in Frankreich von der Verwicklung, in die man durch die Schaffung der Mandate geraten ist, sehr wohl Rechenschaft gegeben. Ein Abgeordneter hat dementsprechend vorgeschlagen, daß man die Fiktion aufgeben solle, indem man die Mandatsgebiete zu französischen Besitzungen erkläre. Derselbe Grund aber, aus dem man zu der Fiktion gegriffen hatte, verhinderte, daß man seinen Vorschlag ernsthaft in Erwägung zog.

Was nun die früher zum Osmanischen Reich gehörenden arabischen Länder anbetrifft, so wird in ihrem Falle die Frage durch einen moralischen Faktor kompliziert — falls es überhaupt noch erlaubt ist, in der internationalen Politik von Moral zu sprechen.

Während des Kriegs hatten die Ententemächte, vor allem Frankreich und England, versucht, die gegen ihren Willen von den Türken beherrschte arabische Bevölkerung zum Aufstand zu bewegen. Es handelte sich hier um die Araber in Syrien, Palästina, Mesopotamien (Irak) und im Yemen. Die Mächte erhofften sich dadurch eine wesentliche Unterstützung gegen die Türkei. Für den Fall einer Hilfe im Kampf gegen die Türken versprachen sie daher diesen Arabern die Unabhängigkeit.

Mit der Anstiftung dieses Aufstandes, die ihm ja tatsächlich auch gelang, war bekanntlich der englische Oberst Lawrence beauftragt worden. Über die Bedeutung des Anteils der Araber an der Niederlage der Türkei hat es Meinungsverschiedenheiten gegeben, niemals aber ist bestritten worden, daß sie daran beteiligt waren. Statt nun aber die versprochene Unabhängigkeit zu erhalten, gerieten sie nur unter die Herrschaft derer, die sie ihnen versprochen hatten. Anders ausgedrückt, sie wechselten nur ihren Herrn. In einem Vortrag, den der bekannte französische Schriftsteller Jean Tharaud kürzlich in Genf über Oberst Lawrence hielt, erinnerte er an die schon bekannte Tatsache, daß der Oberst nach seiner Rückkehr nach England vom König für seine Verdienste im Orient hohe Orden angeboten erhielt, deren Annahme er jedoch ablehnte, da er für die illoyale Rolle, die man ihn hatte spielen lassen, keine Belohnung wollte.

Hier liegt der Ehrenpunkt, der das Friedensproblem im Falle der arabischen Bevölkerung des ehemaligen Osmanischen Reiches so kompliziert.

Die zustande gekommene Lösung widersprach nicht nur dem zwölften der 14 Punkte und den beiden weiteren, oben angeführten Punkten, sondern sie stand auch, in der Folge, mit dem Völkerbundspakt in Widerspruch. Im Artikel 22 des Paktes heißt es bezüglich der Mandate:

„Gewisse Gemeinwesen, die ehemals zum Osmanischen Reiche gehörten, haben eine solche Entwicklungsstufe erreicht, daß sie in ihrem Dasein als unabhängige Nationen vorläufig anerkannt werden können, unter der Bedingung, daß die Ratschläge und die Unterstützung eines Mandatars ihre Verwaltung bis zu dem Zeitpunkt leiten, wo sie imstande sein werden, sich selbst zu leiten. Bei der Wahl des Mandatars sind in erster Linie die Wünsche jener Gemeinwesen zu berücksichtigen."

Man wird sagen können, daß diese Vorschriften des Paktes nicht berücksichtigt worden sind. Zunächst ist die in Frage stehende Bevölkerung über die Wahl der Mandatsträger nicht befragt worden. Vielmehr hat die Botschafterkonferenz, die sich aus Vertretern der alliierten Hauptmächte zusammensetzte, aus eigener Machtvollkommenheit die Verteilung der Mandate vorgenommen. Die Mandatsmächte hatten andererseits nur das Recht, der Man-

datsbevölkerung Ratschläge zu geben und Beistand zu leisten. Statt dessen haben sie aber, nach dem Ausspruch Tittonis, in getarnter Form von diesen Gebieten Besitz ergriffen. Der Hedschas hat sich seine Unabhängigkeit selbst erobert. Der Irak erhielt von England eine Art halber Unabhängigkeit gewährt, in dem Sinne, daß seine nominelle Unabhängigkeit bestimmten Einschränkungen unterworfen ist, die sie beträchtlich abschwächen. Palästina, Transjordanien und Syrien sind Mandatsländer geblieben: englisches Mandat die beiden ersten, französisches das letztere.

Das Schicksal Palästinas ist in besonderem Maße paradox, um nicht zu sagen tragisch gewesen. Es ist nicht nur unter englischer Herrschaft verblieben, sondern England hat auch, um das Versprechen Balfours bezüglich der Schaffung einer jüdischen Heimstätte einzulösen, die Tore für eine beträchtliche jüdische Einwanderung weit geöffnet, obwohl die Juden den Arabern besonders verhaßt sind. Diese haben sich gegen die Einwanderung erhoben, so daß sich das Land seit mehreren Jahren im Bürgerkrieg befindet und die Engländer gezwungen sind, die Juden gegen die Araber zu schützen. Palästina hat so nicht nur nicht seine Unabhängigkeit erlangt, sondern hat gleich zwei neue Herren erhalten, die Engländer und die Juden.

Das Mandatsregime ließ aber auch Syrien, das gegenüber dem Irak und Palästina das entwickeltere und bedeutendere Land ist, nicht seine Unabhängigkeit. Die Unzufriedenheit damit führte im Jahre 1925 zu einem Aufstand, dessen Niederschlagung Frankreich zu einer erheblichen militärischen Anstrengung zwang.

Das Jahr 1936 sollte für Syrien von einschneidender Bedeutung sein. Die französische Volksfront-Regierung wollte das den Syrern durch den Obersten Lawrence gegebene Versprechen einlösen. Sie sagte die Unabhängigkeit in einem Vertrag zu, der dem englisch-irakischen Vertrag ziemlich ähnlich war, das heißt der eine beschränkte Unabhängigkeit vorsah.

Sofort machte sich aber in Frankreich eine lebhafte Opposition von seiten derer fühlbar, die im Mandatsregime nichts anderes als eine bloße Fiktion sehen wollten. Kolonialinstanzen griffen ebenso ein wie andere Kreise, innerhalb derer man befürchtete, daß die den Arabern gewährte Unabhängigkeit sich für die christliche Bevölkerung nachteilig auswirken könne. Das Parlament wurde in einem dem Vertrag ungünstigen Sinne beeinflußt. Die Kommissionen für auswärtige Angelegenheiten in Kammer und Senat nahmen gegen ihn Stellung. Er kam im Plenum nicht einmal zur Sprache und wurde daher auch weder angenommen noch ratifiziert. Man schwieg sich über ihn aus und betrachtete ihn als eine totgeborene Angelegenheit.

Dieses Vertragsprojekt gab zu einem französisch-türkischen Konflikt über das Sandschak Alexandrette — Hatay in türkischer Bezeichnung — Anlaß, das den nördlichen Teil Syriens bildet. Dieses Gebiet mit einer national gemischten Bevölkerung besitzt auch einen türkischen Bevölkerungsteil, der nach türkischer Behauptung sogar die Mehrheit darstellte. Die türkische Regierung machte nun dagegen folgende Einwendung: sie hätte wohl zu-

gestimmt, daß Hatay ein Teil des unter französischer Oberhoheit stehenden Syrien werde, sie könne aber nicht zugeben, daß die türkischen Einwohner dieses Gebiets unter die Herrschaft der Syrer kämen, die einst Untertanen der Türkei gewesen waren und sich gegen sie erhoben hatten.

Diese türkische Haltung schien — das sei nebenbei gesagt — zu bedeuten, daß die türkische Regierung das Mandatsregime nicht ernst genommen und damit gerechnet hatte, daß die Fiktion in Syrien ebenso wie anderswo aufrechterhalten werde.

Die französische Regierung glaubte der Türkei dadurch entgegenzukommen, daß sie ihre Zustimmung zu der Einrichtung einer Art französisch-türkischen Kondominiums in Hatay durch den Völkerbund gab, eine Einrichtung, die die Anwesenheit türkischer Truppen in diesem Gebiet vorsah.

Indes sollte sich die syrische Frage durch die Einschaltung eines Elements der internationalen Politik beträchtlich komplizieren: nämlich durch das französisch-türkische Bündnis, das sich als Folge des englisch-türkischen Bündnisses ergab. Während aber England diesem Bündnis kein Opfer zu bringen hatte, mußte Frankreich ihm Hatay opfern, dessen Abtretung die Türkei zur Bedingung des Bündnisses machte.

Diese Abtretung kann man verschieden beurteilen, je nachdem, ob man das Mandatsregime ernst nimmt, oder ob man in ihm eine Fiktion sieht, die nur eine tatsächliche Besitzergreifung verschleiern soll.

Im ersteren Fall ließe sich die Abtretung nicht rechtfertigen. Wenn man entsprechend Artikel 22 des Völkerbundspakts die Mandate als eine Vormundschaft betrachtet, so bedeutete die Abtretung irgendeines Teils des Mandatsgebietes durch die Mandatsmacht an andere nichts anderes als die Veräußerung eines Teils des Eigentums des Mündels durch den Vormund, was um so mehr zu verurteilen wäre, wenn sie, mittelbar oder unmittelbar, dem Vormund einen Vorteil brachte.

Im vorliegenden Fall hätte die Mandatsmacht, nachdem sie zuerst Syrien für seine Unterstützung gegen die Türkei die Unabhängigkeit versprochen hatte — ein Versprechen, das nicht eingelöst werden sollte —, einen Teil des syrischen Gebiets an die Türkei abgetreten, um ein Bündnis mit ihr gegen europäische Mächte zu erlangen. Unter diesem Gesichtspunkt ist der Protest Italiens als einer an der Mandatsverteilung beteiligten Macht gegen die Abtretung Hatays verständlich und gerechtfertigt.

Ganz anders müßte das Urteil ausfallen, wenn man im Mandatsregime das sähe, was es tatsächlich ist: eine Fiktion, die eine wirkliche Besitzergreifung verschleiert. Unter dieser Voraussetzung könnte die Mandatsmacht nach Belieben über das Mandatsgebiet verfügen.

Auf jeden Fall aber kann die Lösung der Hatay-Frage einen Präzedenzfall für die Zukunft der Mandatsländer bedeuten. Im „Gringoire“ schrieb der frühere französische Außenminister André Tardieu am 6. Juli: „So be-

ginnt die Jagd auf die Kolonialmandate, auf die Deutschland Appetit hat." Am 23. Juni schon hatte das „Journal de Genève" folgende Bemerkung gemacht: „Der Präzedenzfall, der durch die Abtretung eines Teils des unter französischem Mandat stehenden Syrien an die Türkei geschaffen worden ist, wird sicherlich bei anderer Gelegenheit von anderen Mächten geltend gemacht werden." Diese Bemerkungen sind durchaus weitblickend.

Bis vor kurzem schien die Frage irgendwelcher Änderungen im Mandatsregime sehr schwierig zu sein, da man keine Instanz sah, die für ihre Lösung zuständig sein könnte. Die zuständige Instanz wäre logischerweise die, die die erste Verteilung der Mandate vorgenommen hatte, die Botschafterkonferenz. Da sie jedoch nicht mehr besteht, kann von ihr nicht die Rede sein. Auch der Völkerbund schien nicht in Frage zu kommen, da seine Rolle sich auf die Überwachung der Mandatsverwaltung durch die Mandatsmächte beschränkt. Diese selbst waren aber noch weniger zuständig, es sei denn, man räumte ein, daß die Mandate nur eine Fiktion waren, das heißt, daß die Mandatsmächte die tatsächlichen Besitzer der Mandatsgebiete sind.

War man in einer Sackgasse angelangt? Frankreich hat soeben durch die Abtretung Hatays einen Ausweg gewiesen.

In Syrien hat sich inzwischen die Lage aufs äußerste verschlechtert. Der Präsident der Republik, der sein Amt auf der Grundlage und zur Durchführung des französisch-syrischen Vertrags von 1936 übernommen hatte, glaubte demissionieren zu müssen, als es offenkundig wurde, daß die Mandatsmacht diesen Vertrag beiseite schob. Das syrische Kabinett schloß sich seinem Rücktritt an. Angesichts dieses Ausfalls jeder syrischen Regierungsgewalt hat sich der Hohe Kommissar der Mandatsmacht einschalten müssen. Er hat die Kammer aufgelöst und die Verfassung aufgehoben. Dann ernannte er einen aus Beamten zusammengesetzten Rat, der indes nicht als eine wirkliche Regierung angesehen werden kann.

Auf diese Weise ist das Mandatsland Syrien in noch geringerem Maße unabhängig als ein Protektoratsland wie Tunis oder Marokko, wo ein Souverän — Bey oder Sultan — wenigstens den Schein der Unabhängigkeit wahrt. Syrien steht damit heute fast unter dem Regime einer gewöhnlichen Kolonie.

Eine solche Entwicklung ist nicht geeignet, das Ansehen der Institution der Mandate zu heben.

Genf, 17. August 1939.

HANS UEBERSBERGER

DAS POLEN VON VERSAILLES UND SEINE AUSSENPOLITISCHE PROBLEMATIK

Für die Beurteilung der außenpolitischen Lage Polens ist die Geschichte seiner Entstehung in Versailles außerordentlich wichtig. Fast eineinhalb Jahrhunderte war die polnische Frage durch die Solidarität der Teilungsmächte mehr oder weniger gut unter sicherem Verschluß gehalten worden und war nur eine innenpolitische Sorge der drei Teilungsmächte gewesen. Nun feierte sie durch den Ausbruch des Weltkrieges zur gemeinsamen Sorge der miteinander ringenden Gegner ihre Wiederauferstehung. Der Besitz, den Rußland, Preußen und Österreich aus den polnischen Teilungen von 1772, 1793 und 1795 und durch die Beschlüsse des Wiener Kongresses heimgebracht hatten, spielte für die einzelnen Teilungsmächte allerdings eine ganz verschiedene Rolle.

Für das alte Österreich war der Besitz Galiziens, das, angelehnt an den Außenrand der Karpaten, sich in den Gesamtstaat nicht organisch eingliedern ließ, niemals mehr als eine Außenbastion und ein Aufmarschgelände und hat diesen Charakter auch bis zum Untergang des Habsburgerstaates bewahrt. Die sogenannte austro-polnische Lösung, die im Weltkriege von Österreich angestrebt wurde, hatte mehr dynastische Hintergründe. Wenn auch die Deutschen in Österreich für diese Lösung eintraten, so geschah dies aus innenpolitischen Gründen; man wünschte den Auszug der Polen aus dem österreichischen Reichsrat und damit die politische Konsolidierung der deutschen Stellung im alten Österreich.

Ganz anders war die Lage Preußen-Deutschlands gegenüber dem polnischen Problem. Westpreußen und Posen, von denen Westpreußen niemals zum Kerngebiet des alten Polens gehört hat, auch nicht zum ethnographischen Polen gehört, bedeuteten einen unentbehrlichen Bestandteil des preußischen Staates: Westpreußen als unbedingt notwendige Landbrücke zwischen dem Reich und Ostpreußen, die selbst Napoleon I. im Tilsiter Frieden von 1807 Preußen fast ganz beließ — Posen als Verbindung Ost- und Westpreußens mit Schlesien. Westpreußen war zudem altes deutsches Kulturgebiet, das vor seiner Bindung an Polen fast 150 Jahre lang Teil des alten Ordensstaates gewesen war. Auch Posen hatte, zumindest in den Städten, eine überwiegend deutsche Kultur.

Als während des Krimkrieges im Februar 1854 von der englischen Regierungsbank im Unterhaus das Schlagwort von der Beschneidung des russischen Reiches und seiner Zurückdrängung auf die Westgrenzen vor den polnischen Teilungen ertönte, da hat Otto v. Bismarck, damals noch preußischer Gesandter am Bundestage, in seinem Berichte nach Berlin vom 23. Februar 1854 geschrieben: „Die Herren kennen die Polen nicht und wissen nicht, daß ein

unabhängiges Polen nur dann aufhören könnte, Preußens Feind zu sein, wenn wir zu seiner Ausstattung Länder hergeben, ohne die wir nicht existieren können, wie die untere Weichsel, ganz Posen und was in Schlesien polnisch spricht, und selbst dann wären wir des Friedens mit ihnen in keiner Verlegenheit sicher." Und wenn schon der österreichische Kanzler Metternich in einem wiederhergestellten Polen das französische Ziel gesehen hatte, ,,den Osten des europäischen Kontinents unter ausschließlichen französischen Einfluß zu stellen", so hat Bismarck beim Abschluß der Konvention Alvensleben, 1863, auf Grund derer die preußischen und russischen Truppen bei Verfolgung von aufständischen Polen ohne vorherige Anfrage die beiderseitigen Grenzen überschreiten durften, derselben Erkenntnis entsprechend gehandelt. Auch er hat — in einem Brief an den preußischen Gesandten in London, Graf Bernstorff — ausgesprochen, daß Polens Unabhängigkeit gleichbedeutend sei mit einer starken französischen Armee in der Weichselposition, und ,,daß die Erneuerung des französischen Übergewichts auf dem Kontinent durch die Wiederherstellung Polens noch leichter gemacht wird als durch die Vergrößerung Frankreichs am Rhein". Die deutschen Politiker während des Weltkrieges haben zwar diese Erkenntnisse Bismarcks nicht in den Wind geschlagen, aber man hat angesichts der neuen Verhältnisse nicht den richtigen Weg gefunden, stand man doch mit Rußland, also mit jenem Staate, mit dem man in der Polenfrage gemeinsame Interessen hatte, im Kampf. Daß die Zwei-Kaiser-Proklamation vom 5. November 1916, durch die Wilhelm II. und Franz Joseph die Schaffung eines Königreiches Polen ankündigten, allenthalben im Freundeslager als vollständig überflüssig und schädlich angesehen wurde, werden alle bezeugen, die diesen Tag erlebt haben. Man ging hier in der Abwehr russischer Konkurrenzbestrebungen viel weiter, als diese je gedacht waren.

Für das zaristische Rußland war die Frage seines Besitzes an ehemaligem polnischem Staatsgebiet, beziehungsweise das Problem eines Verlustes dieser Gebiete, ebenso schwierig wie für Preußen-Deutschland. Allerdings bestand hier ein Unterschied zwischen dem ehemaligen Kongreßpolen, der Schöpfung des Wiener Kongresses von 1815, seit dem Aufstand von 1863 Weichselgebiet *(Privislinskij Kraj)* genannt, einerseits und dem sogenannten Westgebiet (die litauischen Gouvernements Wilna, Grodno, Kowno und die weißrussischen Gouvernements Minsk, Mohilew und Witebsk) sowie dem sogenannten Südwestgebiet (die Gouvernements Wolhynien, Podolien und die Ukraine), wo die Polen eine Minderheit bildeten, andrerseits. Diese letzteren Gebiete waren durch die Heirat Jagellos von Litauen mit Hedwig von Polen 1386 mit Polen verbunden und später durch verschiedene Unionsakte, zuletzt 1569 in Lublin, Kronpolen angegliedert worden, wobei allerdings selbst der litauische Adel mehr oder weniger gezwungen oder nur verlockt durch die Aussicht, die Rechte und Privilegien des polnischen Adels zu erhalten, mitgewirkt hatte. Die litauischen Fürsten aber hatten seit der Aufrichtung des Tatarenjoches über Rußland ihre Oberhoheit weit über das litauische Siedlungsgebiet hinaus bis

zum Dnjepr und teilweise noch weiter nach Osten vorgeschoben, weil es niemanden gab, der den zahlreichen westrussischen Fürsten des 14. und 15. Jahrhunderts zur Verteidigung der Freiheit ihrer oft kleinen Territorien zu Hilfe eilen konnte. Das Litauen, das mit Polen vereint wurde, besaß so eine Bevölkerung, die bis zu drei Vierteln aus jenen russischen Stämmen bestand, aus denen der weißrussische und der ukrainische Volksstamm hervorgingen. Auch waren Recht und Kultur Litauens und die Staatssprache russisch und nicht litauisch. Durch die Vereinigung mit Polen wurden die litauischen Gebiete polnisches Kolonisationsgebiet; allerdings beschränkte sich die polnische Siedlung wesentlich auf die Oberschicht, die Masse des Volkes blieb ukrainisch oder weißrussisch und orthodox. Es kam den Polen dabei zugute, daß der einheimische, litauische, weißrussische und ukrainische Adel vielfach dem Einfluß der polnischen Kultur erlag und zum Katholizismus übertrat. Aber obwohl die Polonisierung der ehemals litauischen Länder von beiden Seiten nur in der Oberschicht erfolgt war, haben die Polen auch nach den Teilungen auf diese Gebiete niemals innerlich Verzicht geleistet. Wenn daher Kaiser Alexander I. davon träumte, daß die Errichtung eines neuen Königreiches Polen unter seiner Herrschaft ihm die österreichischen und preußischen Teilungsgebiete, deren Einverleibung in das Königreich, das heißt Kongreßpolen, an dem Widerstand nicht nur Preußens und Österreichs, sondern auch der Westmächte gescheitert war, von selbst bringen werde, so täuschte er sich gründlich. Vom ersten Augenblick an richteten sich die Blicke der Polen eben auf die ukrainischen, weißrussischen und litauischen Gebiete, die seit den Teilungen Rußland unmittelbar angegliedert waren. An dieser polnischen Einstellung scheiterte auch die russisch-polnische Versöhnung, und die Aufstände von 1830/31 und 1863 haben in der polnischen Enttäuschung ihre Ursache, denn auch ein russischer Selbstherrscher hätte seinem Volke eine solche Abtretung nicht zumuten dürfen, selbst wenn er gewollt hätte. Für Rußland hätte der Verzicht auf das West- und Südwestgebiet ein Zurückweichen auf die Grenzen des moskauischen Staates bedeutet und wäre einer Preisgabe seiner Großmachtstellung in Europa gleichgekommen. Man war in Petersburg zu verschiedenen Zeiten geneigt, auf Kongreßpolen zu verzichten, oder zog zumindest, wie nach der Annexionskrise 1908/09, in Erwägung, sich hinter die Weichsel zurückzuziehen, um seine Grenzen besser gegen Deutschland und Österreich-Ungarn verteidigen zu können. Jederzeit jedoch galt es in Petersburg als Axiom, daß das West- und Südwestgebiet als altrussischer Boden gegen alle Bestrebungen zur Wiederaufrichtung des alten Polens in den Grenzen von 1771 als vollkommen unantastbar bezeichnet werden müsse.

Wie in Österreich, so war man auch in Rußland bei Ausbruch des Weltkrieges bestrebt, die Polen im Kampf mit dem Gegner einzusetzen, und der Großfürst-Oberkommandierende Nikolaj Nikolajewitsch erließ am 15. August 1914 ein Manifest, das die Wiederaufrichtung eines polnischen Staates versprach. Damit war jedoch nur die Einverleibung des zu erobernden preußischen und österreichischen Anteils am ehemals polnischen Gebiet in Kon-

greßpolen in Aussicht genommen, niemals aber die Vereinigung des West- und Südwestgebietes Rußlands mit diesem neuen polnischen Staat. Die zaristische Regierung war von allem Anfang an bemüht, bei ihren Bundesgenossen, in erster Linie bei Frankreich, das Aufkommen übertriebener Hoffnungen und falscher Vorstellungen über die Bedeutung des großfürstlichen Manifests zu verhindern: Nikolaj Nikolajewitsch habe sich eben nur an die polnische Bevölkerung in Galizien und der Provinz Posen gewendet, um sie über den Zweck des Einmarsches russischer Truppen aufzuklären und für die gemeinsame slawische Sache zu gewinnen. An die polnischen Untertanen des Zaren war das Manifest gar nicht gerichtet. Der Innenminister Maklakow hielt es deshalb für notwendig, die leitenden russischen Beamten in Kongreßpolen durch einen geheimen Runderlaß über die wahren Absichten der russischen Regierung aufzuklären. Die Frage aber auch nur nach der Autonomie des durch die preußischen und österreichischen Teilungsgebiete zu vergrößernden Kongreßpolens rief im Schoße der russischen Regierung lebhafte Bedenken hervor, und das Eintreten für eine solche Lösung unter dem Druck der französischen und englischen Regierung hat dem Außenminister Sazonow im Juli 1916 seine Stellung gekostet. Auch der Kadettenführer Professor Miljukow, der als Hochgradfreimaurer und liberaler Doktrinär für die westlichen Demokratien noch heute als politisches Orakel gilt, hatte den Polen in einer gleich nach Kriegsausbruch erschienenen Parteischrift über die russischen Kriegsziele nur die Wiederherstellung eines ethnographischen Polen unter dem Zepter des russischen Zaren zugestanden. Es sollte von Galizien nur der westliche Teil bis zum San, also mit Ausschluß des überwiegend von Ukrainern besiedelten Ostgalizien, dann Oberschlesien, Posen und Westpreußen in Kongreßpolen einverleibt werden, Ostpreußen aber sollte als neues Ostseegouvernement direkt an Rußland angeschlossen werden.

Dabei hatte die nationaldemokratische Bewegung unter den Polen, deren Begründer Johann Poplawski und Roman Dmowski sind, schon seit dem Ende der achtziger Jahre versucht, die Aufmerksamkeit ihrer Volksgenossen von der Wiedererwerbung der russischen Westgebiete auf die angebliche polnische Politik der Piastenzeit, auf den Weg nach der Ostsee, das heißt auf die Erwerbung Westpeußens, Danzigs und sogar Ostpreußens abzulenken. Nach den Anschauungen Poplawskis braucht der künftige polnische Staat alle ehemals irgendwie zum alten polnischen Staat gehörigen Gebiete Preußens, auch Schlesien, mag das letztere auch seit dem ersten Drittel des 14. Jahrhunderts nicht einmal mehr formal zu Polen gehört haben. Roman Dmowski, der eigentliche geistige Schöpfer des Polens von Versailles, hat dann nach der ersten russischen Revolution von 1905 als Haupt der Nationaldemokraten in allen drei Teilungsgebieten und Führer der Polen in der russischen Reichsduma offen den polnischen Frontwechsel in einer Broschüre „Deutschland, Rußland und die polnische Frage" proklamiert. Das Deutschtum sei der gemeinsame Feind aller Polen und Slawen, gegen dieses richtete sich der Kampf der Polen. Die Behauptung des Weichselgebietes sei angesichts der deutschen Gefahr

die Hauptaufgabe der Polen. Das russische Westgebiet stehe außerhalb der polnischen Probleme, die Polen wollten höchstens den geistigen Zusammenhang mit den dort als Minderheit lebenden Volksgenossen aufrechterhalten. Sie hätten jetzt erkannt, daß ihnen von Rußland keine Gefahr drohe, sondern nur von Deutschland, und daß es ihre wichtigste Aufgabe sei, Rußland in seinem Kampf gegen Deutschland zu unterstützen.

Das Programm der Nationaldemokraten war ein offen russophiles in allen drei Teilungsgebieten. Ihre erste Aufgabe sahen sie in der Niederringung des Deutschen Reichs, um die preußischen Polen zu befreien. Bis zur Erfüllung dieser Aufgabe, so erklärten sie, seien sie bereit, die Aufrichtung Polens in den Grenzen von 1771 zu vertagen und loyal die Pflichten eines russischen oder österreichischen Staatsbürgers zu erfüllen, wobei es den Regierungen gleichgültig sein könne, welche Ideale sie in der Zukunft zu verwirklichen trachteten. Die Nationaldemokraten gingen dabei sehr weit; als Gegenleistung für eine volle Autonomie in Kongreßpolen — polnische Sprache in Amt, Gericht und Schule — wollten sie in Galizien überall dort, wo die ukrainische Sprache die gleiche Geltung erlangen sollte, das Russische als gleichberechtigt anerkennen. Es war dies ein Schlag nicht nur gegen die Ukrainer, die schwer gegen die polnische Unterdrückung kämpften, sondern auch gegen die österreichische Regierung, denn die russophile Richtung unter den Ukrainern in Galizien wurde mit russischem Geld reichlich unterstützt und richtete sich gegen die Sicherheit und Existenz des Staates.

Dennoch traute man in russischen Regierungskreisen den Polen nicht. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Russen, selbst wenn ihnen das Kriegsglück die Eroberung des preußischen und des österreichischen Teilungsgebietes gebracht hätte, die Zusagen des großfürstlichen Manifests nur in bescheidenstem Ausmaße erfüllt hätten. Aus freien Stücken hätte keine russische Regierung und keine russische Partei jemals ein mächtiges freies Polen neben sich aufgerichtet. Aber die Russen kamen gar nicht dazu, die Versprechungen des großfürstlichen Manifests, und sei es auch in noch so verwässerter Form, ins Leben zu rufen. Der katastrophale Rückzug der russischen Armee seit dem Durchbruch von Gorlice in den Maitagen 1915 hatte bald mehr als das ethnographische Polen in die Hand Deutschlands und seiner Verbündeten gebracht. Es ist eine tiefe Tragik des Schicksals, daß in erster Linie deutsche Siege und deutsche Opfer es waren, die die Möglichkeit zur Wiederaufrichtung Polens geschaffen haben.

Die Zarenregierung war übrigens trotz der Zwei-Kaiser-Proklamation — die man höchstens deshalb als unangenehm empfand, weil sie ein Höhertreiben der polnischen Forderungen bedeutete — kurz vor ihrem Sturze mit Frankreich das Doumergue-Prokowskij-Abkommen eingegangen. Frankreich hatte in diesem Abkommen gegen die Zusicherung freier Hand bei der zukünftigen Gestaltung seiner Ostgrenze, das heißt für die Zusicherung Elsaß-Lothringens und des Rheins als künftiger strategischer Grenze gegen Deutschland, Rußland bei der Bestimmung seiner Westgrenze ebenfalls freie Hand zugesagt.

Mit anderen Worten, Frankreich war damals bereit, für die Gewährung seiner Annexionsabsichten am linken Rheinufer die Wiederaufrichtung des polnischen Staates zu opfern.

Nach dem Sturz des Zaren stand die russische Provisorische Regierung den Polen wie den anderen Nationalitäten Rußlands in einer Art Verteidigungsstellung gegenüber. Aber auch sie war zur Schaffung eines unabhängigen polnischen Staates nur jene Gebiete zu opfern bereit, in denen die Bevölkerungsmehrheit polnischer Nationalität war. Praktisch bedeutete dies, daß sie nur die zehn Weichselgouvernements, also das sogenannte Kongreßpolen dafür in Aussicht genommen hatte. Die Provisorische Regierung überließ übrigens auch die endgültige Gestaltung des territorialen Umfangs und des staatlichen Verhältnisses zwischen diesem zukünftigen Polen und Rußland der Konstituante. Eine selbständige polnische Armee, für deren Schaffung gerade die rechtsgerichteten polnischen Kreise in Rußland, an ihrer Spitze die Nationaldemokraten, eintraten, sollte zur Niederwerfung der Mittelmächte das ihrige beitragen. Alle diese Pläne kamen ja nicht mehr zur Ausführung, aber sie hatten eine Rückwirkung auf die preußischen und österreichischen Polen und das besetzte Kongreßpolen. Der vollständige Mißerfolg der Polenpolitik der Mittelmächte war offenkundig. Die bolschewistische Revolution im November 1917 und der Frieden von Brest-Litowsk im Februar 1918 haben zwar alle polnischen Hoffnungen auf ein neues demokratisches Rußland für immer geknickt, aber auch Rußland als den gefährlichsten Gegner der Wiederherstellung des polnischen Staates in den Grenzen von 1771 ausgeschaltet. — Und die Polen hatten schon längst ein anderes Eisen im Feuer. Mit großem Geschick wechselten sie den russischen Protektor, der doch kein rechter Protektor war, gegen die Westmächte und insbesondere Amerika.

Am 15. August 1917 wurde in Lausanne das „Polnische Nationalkomitee" gegründet. Der Klaviervirtuose Paderewski und Roman Dmowski teilen das Verdienst, den amerikanischen Präsidenten Wilson Schritt für Schritt für ihr Maximalprogramm gewonnen zu haben. In den berühmten 14 Punkten Wilsons vom 8. Januar 1918 sprach der Punkt 13 bereits von der Errichtung eines unabhängigen polnischen Staates, der allerdings nur die von u n b e s t r i t t e n polnischer Bevölkerung bewohnten Gebiete einschließen sollte. Dieses „unbestritten" blieb nun hinter den polnischen Wünschen stark zurück. Westpreußen, Oberschlesien oder gar Mittelschlesien und schließlich die rein deutsche Stadt Danzig, auf die die Polen ihr Auge geworfen hatten, konnten auch bei flüchtiger Prüfung nicht als unbestritten polnisch gelten. Auch den in Punkt 13 der 14 Punkte geforderten „freien und sicheren Zugang (Polens) zum Meere" faßte der Präsident im Sinne einer Neutralisierung der Weichsel und Schaffung eines Freihafens in Danzig auf. Da setzte nun die Zermürbungskampagne Paderewskis und Dmowskis, der in der zweiten Hälfte des August 1918 nach Amerika gereist war, auf den Präsidenten Wilson ein. Die Denkschrift, die Dmowski am 8. Oktober 1918 Wilson überreichte, strotzte von Entstellungen der wirklichen Tatsachen und einer meisterhaften Verschleie-

rung der wirklichen Verhältnisse, aber sie wurde von größtem Einfluß auf die Grenzziehung des polnischen Staates im Westen. „Das polnische Problem ist vor allem ein territoriales Problem. Gelegen zwischen Deutschland, dem größten Volke des Kontinents, das immer die Eroberung und Verschlingung Polens anstrebte, und Rußland, wo anscheinend die zersetzenden Kräfte die Oberhand gewinnen und das wahrscheinlich nicht imstande sein wird, Polen wirksame Hilfe gegen einen deutschen Angriff zu bieten, muß Polen für sich selbst ein starker, vollkommener und unabhängiger Staat sein, der imstande ist, für sich selbst zu sorgen und sich nacb seiner eigenen Linie zu entwickeln. Es muß eine große schöpferische Demokratie in Osteuropa werden, eine Schanze gegen den deutschen Drang nach dem Osten, und gleichzeitig muß es sich gegen zersetzende Einflüsse wehren" — diese Sätze stehen am Anfang dieses denkwürdigen Schriftstückes. Westpreußen ist in dieser Darstellung der natürliche Ausgang Polens zum Meer, von Danzig wird behauptet, daß fast die Hälfte seiner Bevölkerung polnisch sei, „wenn auch oberflächlich germanisiert". Der westliche Teil Ostpreußens, Ermland mit der Hauptstadt Allenstein, sei überhaupt polnisch oder mindestens katholiscb, der andere größere Teil mit Königsberg „muß mit dem polnischen Staat auf der Basis der Autonomie vereinigt oder es muß eine kleine, unabhängige, mit Polen durch Zollunion verbundene Republik werden." Wichtig ist dabei aber auch das folgende Eingeständnis Dmowskis: „Wenn Ostpreußen ein zusammenhängender Teil des deutschen Gebietes bleiben soll, muß aucb das polnische Westpreußen ein Besitz Deutschlands bleiben. Wenn Ostpreußen als gesonderter preußischer Besitz, von der Hauptmasse des Landes durch die dazwischenliegenden polnischen Gebiete abgeschnitten, in deutscher Hand bleibt, wird es eine dauernde Quelle nie endenden Streites zwischen Polen und Deutschland sein, das ständig bemüht sein wird, auf Kosten Polens sich eine Verbindung zu schaffen." Von Schlesien verlangte Dmowski in dieser Denkschrift Oberschlesien und drei Kreise Mittelschlesiens. Selbstverständlich verlangte er auch Posen. Als der Präsident Wilson in den ersten Novembertagen 1918 in einer Sitzung des amerikanischen Senats über die Deutschland vorzulegenden Friedensbedingungen sprach und sich dabei sehr vorsichtig über die polnische Frage ausdrückte, da erzwang sich Dmowski bei ihm eine neuerliche Audienz. Als Dmowski dabei bemerkte, daß Wilson noch immer auf seinem alten Standpunkt bezüglich des Zugangs Polens zum Meer stand, griff er skrupellos zu dem Mittel der Drohungen. Es standen nämlich in wenigen Tagen neue Wahlen für den amerikanischen Kongreß bevor, deren Ausgang bei der nahezu gleichen Stärke der Demokraten und Republikaner für den Präsidenten sehr gefährlich werden konnte. Dmowski hat Wilson nun deutlich zu verstehen gegeben, daß die amerikanischen Polen, wenn sie durch seine Haltung enttäuscht würden, für die republikaniscbe Partei, das heißt gegen ihn stimmen könnten. Daß Wilson auf eine so unverschämte Einmischung eines Ausländers in inneramerikanische Angelegenheiten Dmowski nicht sofort die Türe wies, cbarakterisiert diesen Mann besser als manches andere.

Auch auf der Pariser Friedenskonferenz, wo die polnische Frage am 19. Januar 1919 zum ersten Male zur Sprache kam, hat Dmowski seine Tätigkeit mit dem gleichen Geschick eines Taschenspielers fortgesetzt. Verfälschte Nationalitätenkarten, wie die berüchtigte Spettsche Karte, Unterstützung durch gewissenlose Sachverständige wie den amerikanischen Professor Lord, verfehlten nicht ihre Wirkung. Nur Lloyd George, der als englischer Premier befürchtete, daß die Deutschen einen solchen Friedensvertrag nicht unterschreiben würden, bekämpfte die exorbitanten Forderungen der Polen. Er stieß dabei aber immer wieder auf den eigensinnigen Widerstand Wilsons. Daß die Franzosen mit Clemenceau an der Spitze, die an Stelle Rußlands ein starkes Polen zur Niederhaltung Deutschlands in dessen Flanke setzen wollten, sich die polnischen Forderungen vollständig zu eigen machten, ist selbstverständlich. Alles, was Lloyd George erreichte, war die Abstimmung in Oberschlesien, für die der seltsame amerikanische Sachverständige Professor Lord ein Stimmenverhältnis von zwei zu eins zwischen Polen und Deutschen voraussagte. Tatsächlich sind trotz der widrigen Umstände im Jahre 1921 60 v. H. der Stimmen für Deutschland und nur 40 v. H. für Polen abgegeben worden. So sah also das von dem damaligen polnischen Ministerpräsidenten Paderewski als unbestritten polnisch bezeichnete Oberschlesien aus. Dabei hatte sich der amerikanische Präsident gegen diese von Lloyd George verlangte Abstimmung fast noch mehr gewehrt als Clemenceau. Daß nach dem deutschen Abstimmungssiege Oberschlesien doch — und auf welche Weise — geteilt wurde, hat neben dem Verluste Posens, Westpreußens und der Unterstellung Danzigs unter polnische Oberhoheit in Außen- und Zollpolitik eine Lage an der deutsch-polnischen Grenze geschaffen, die ihren Bestand früher oder später in Frage stellte.

Polen glaubte durch das Bündnis mit Frankreich und die Entwaffnung Deutschlands genügende Sicherheit für seine Westgrenzen zu besitzen. Allerdings bereitete ihm schon der Vertrag von Rapallo zwischen dem Reich und der Sowjetunion eine schwere Sorge. Die Erstarkung Deutschlands aber seit der Machtergreifung, der Aufbau der Wehrmacht und die Abschüttelung der Ketten des Versailler Friedens legte sich wie ein Alpdruck auf Polen. Die bange Frage tauchte immer wieder auf, ob nicht das freundliche Verhältnis zum Reich sich in das Gegenteil verwandeln und dann noch das Schlimmste eintreten werde, was Polen geschehen könne, das Wiedererstehen einer deutsch-russischen Verständigung. Es rächte sich, daß die Polen auch ihre Ostgrenze weiter vorgetrieben hatten, als es die auf deutsche Kosten sonst so großzügigen Gönner in Versailles hatten gewähren wollen.

In Versailles vergaßen Dmowski und seine Freunde, daß sie im zaristischen Rußland immer auf das russische West- und Südwestgebiet verzichtet hatten. Sie forderten im großen und ganzen die Grenzen von 1771, das heißt also die gemeinsamen Grenzen Rußlands und Polens sollten an der Düna und am Dnjepr liegen. Die Kommission für polnische Angelegenheiten sowie die Subkommission für die polnische Ostgrenze in Paris hatten sich ursprünglich dahin

entschieden, daß man bei der Festsetzung der polnisch-russischen Grenze von dem ethnographischen Prinzip ausgehen wolle, das die russische Provisorische Regierung seinerzeit verkündet hatte, daß aber die Einheit und territoriale Integrität Rußlands möglichst wenig beeinträchtigt werden solle. Die endgültige Entscheidung über Polens Ostgrenze erfolgte übrigens nicht in Versailles, da die Friedenskonferenz auf eine Regierung in Rußland wartete, mit der sie verhandeln könnte. — Es ist ja die Zeit der Interventionen in Rußland, und man hoffte auf den Sturz der Sowjetregierung. Am 8. Dezember 1919 traf aber der Botschafterrat wenigstens eine provisorische Regelung. Es ist dies die sogenannte Curzonlinie, die nur Kongreßpolen mit Einbeziehung des Gebietes von Bialystok, aber unter Ausschluß des nördlichen Teiles des Gouvernements Suwalki umfaßte. Allerdings wurden Polen durch den Einfluß des Professors Lord die Rechte ausdrücklich vorbehalten, die es etwa östlich der Curzonlinie geltend machen könnte. Die durch den Staatschef Pilsudski vertretene Richtung, der sich auch Ministerpräsident Paderewski anschloß, wollte zwischen Polen und Rußland drei Pufferstaaten — Litauen, Weißrußland und Ukraine — schieben, die durch eine Konföderation mit Polen enge verbunden werden sollten. Dieser Gedanke, durch Errichtung eines Weißrussischen und Ukrainischen Staates die gemeinsame Grenze zwischen Polen und Rußland zu vermeiden, beherrschte polnische Politiker bis zur Gegenwart. Die polnische Regierung lehnte auch Ende Januar 1920 aus diesem Grunde das Friedensangebot der Sowjetrepublik ab und suchte unter dem Mantel der Petljura-Regierung die selbständige Ukraine zu organisieren. Dieser militärische Vorstoß Pilsudskis nach Kiew löste aber den polnisch-russischen Krieg aus, der den neugeschaffenen polnischen Staat fast zur Katastrophe geführt hätte. Gerettet durch das „Wunder an der Weichsel“, erhielt Polen im russisch-polnischen Präliminarvertrag vom 12. Oktober 1920, der dann dem endgültigen Friedensvertrag vom 18. März 1922 zugrunde lag, die polnisch-russische Grenze, die seit jener Zeit in Geltung blieb. Sie beginnt an der Düna östlich der Stadt Dzisna, läßt Minsk bei Rußland, schiebt sich am Pripet nach Osten und geht dann den Sbrutsch, also der alten galizisch-russischen Grenze entlang bis zur Einmündung des Sbrutsch in den Dnjestr. Diese Grenze lag erheblich weiter im Osten als die Curzonlinie, sie umfaßte den größten Teil des Gouvernements Minsk und den Westen des Gouvernements Wolhynien. Damit schwand auch die 1918 proklamierte westukrainische Republik, die im wesentlichen aus dem westlich vom San gelegenen ethnographisch ukrainischen Teil Ostgaliziens bestanden hatte. Obwohl aber der Beschluß des Botschafterrates vom März 1923, durch den Polen die Souveränität über Galizien und damit auch über Ostgalizien zugestanden wurde, ausdrücklich hervorgehoben hatte, daß Polen anerkenne, daß die ethnographischen Verhältnisse in Galizien ein autonomes Regime erfordern, hat sich Polen nicht an diese Bestimmung gehalten. Das Gesetz über die Wojwodschaftselbstverwaltung mit Landtagen für die drei Wojwodschaften Lemberg, Stanislau und Tarnopol ist niemals in Kraft getreten, obwohl es schon 1924 durchgeführt sein sollte, ebensowenig wie die für dieselbe

Zeit in Aussicht genommene Errichtung einer ukrainischen Universität erfolgt ist. Der Völkerbund ist natürlich über alle Proteste der ukrainischen Bevölkerung Polens zur Tagesordnung übergegangen. Nicht viel anders handelte Polen gegenüber Litauen. Im Juli 1920 hatte Sowjetrußland in dem Friedensvertrage mit Litauen nicht nur die Souveränität Litauens anerkannt, sondern auch den Verlauf der litauisch-russischen Grenze so bestimmt, daß das Wilnaer Land Litauen verblieb. Auch die provisorische Grenzziehung durch eine Kontrollkommission des Völkerbundsrates ließ Wilna auf litauischer Seite. Äußerlich fügte sich Polen dem Wunsche der Westmächte. Im geheimen aber gab der Staatschef Pilsudski dem General Zeligowski den Auftrag, Wilna und das Wilnaer Land unter dem Anschein eines eigenmächtigen Handstreiches mit seiner sogenannten litauisch-weißrussischen Division zu besetzen: Das geschah am 9. Oktober 1920. Die polnische Regierung stellte sich ahnungslos, erklärte das Vorgehen Zeligowskis als „Ungehorsam und Verletzung der militärischen Pflicht, die nicht geduldet werden dürfe und eine strenge Untersuchung erfordere" und lehnte unter Hinweis auf diesen angeblichen Sachverhalt jede Verantwortlichkeit ihrerseits ab. Später aber stellte sich Polen auf den Standpunkt, daß der in Riga am 12. Oktober 1920 abgeschlossene polnisch-russische Präliminarfriede den litauisch-russischen Vertrag vom Juli 1920 annulliere. Der Völkerbundsrat war natürlich unfähig, Litauen zu seinem Rechte zu verhelfen, die jahrelangen Verhandlungen verliefen ergebnislos, und die Wilnaer Frage ist bis heute nicht gelöst.

Tatsache ist es also, daß Polen auch seine Ostgrenze skrupellosem Zugreifen und der Gunst der augenblicklichen politischen Lage, aber nicht dem Selbstbestimmungsrecht der Mehrheit der Bevölkerung verdankt. Die Sorge um das Morgen konnte also Polens Staatsmänner und Politiker nie verlassen. Der Tod Pilsudskis hat zudem Polen der einzigen Autorität beraubt. Je länger je mehr wurde das Fehlen seiner starken Hand empfunden. Die schärfsten Gegner des Maiumsturzes Pilsudskis von 1926, die Nationale Partei — so heißen nunmehr die Nationaldemokraten —, führten ihre Agitation hauptsächlich gegen die Außenpolitik der Regierung und bekämpften das Abkommen mit Deutschland. Die Erben Pilsudskis, die Obersten-Partei, wurden in der Abwehr immer schwächer, zumal der von Pilsudski als sein Vertrauensmann bezeichnete Marschall Rydz-Smigly in seiner nie verleugneten Deutschfeindlichkeit außenpolitisch die Linie Pilsudskis ohne Begeisterung einhielt.

Wie schwach selbst im Regierungslager schon lange der *modus vivendi* mit Deutschland verteidigt wurde, zeigt eine polnische Broschüre Adolf Bochenskis „Zwischen Deutschland und Rußland", die schon 1937 in Warschau erschienen ist. Bochenski gab offen zu, daß der Glaube an den ewigen Frieden an der polnischen Westgrenze in Polen nur von wenigen geteilt werde. Hingegen glaubten fast alle an den ewigen Frieden an der Ostgrenze, weil die russische Expansion nach dem Fernen Osten gehe und man Sowjetrußland kein Interesse an neuen territorialen Erwerbungen an der polnisch-russischen Grenze nachweisen

könne. Freunde einer deutsch-polnischen Zusammenarbeit wie Wladislaw Studnicki und Mackiewicz stimmten aber darin mit dem (inzwischen verstorbenen) Roman Dmowski, also dem Gegner einer deutschen Orientierung, überein, daß gerade der deutsch-russische Gegensatz für Polen eine ideale politische Konjunktur ergebe und die beste Garantie für Erhaltung seiner Großmachtstellung sei. Solange dieser Gegensatz bestehe, sei die Lage Polens nicht gefährdet, denn Polen wurde ja auch wiedergeboren dank dem Konflikte zwischen Deutschland und Rußland. Allerdings fehlte Bochenski der Glaube an die Erhaltung dieses Gegensatzes; die polnische öffentliche Meinung müsse daher auf die Wiederkehr einer deutsch-russischen Verständigung vorbereitet werden. Man müsse auch beizeiten durch eine polnische Stellungnahme für einen der beiden Gegner diesen Konflikt vertiefen. Da nun die Aufteilung Deutschlands in mehrere Staaten nach Bochenskis Meinung eine gefährliche Fiktion sei, die unnötigerweise in den Köpfen einiger französischer Politiker und ihrer polnischen Satelliten herumspuke, würde nur die Einführung einer kommunistischen Verfassung in Deutschland ein reales Ergebnis einer antideutschen Politik zeitigen. Das hieße aber die schlimmste und gefährlichste Zeit für Polen und seine nationale Idee zurückrufen, die Zeit, als Preußen und Rußland außer den gemeinsamen politischen Interessen auch durch dynastische Bande verbunden waren. Eine große geschichtliche Chance für Polen, die ihm die Aufrechterhaltung seiner Großmachtstellung ermögliche, sei die Tatsache, daß sich die Mehrheit der Bevölkerung der Sowjetunion aus nationalen Minderheiten zusammensetze. Die nationale Idee, die an der polnischen Westgrenze gegen den polnischen Staat arbeite und die Rückkehr zu einer Zerrissenheit Deutschlands unmöglich mache, arbeite an der Ostgrenze für Polen. Wenn in der Zukunft eine Aufteilung Sowjetrußlands in mehrere sich gegenseitig bekämpfende Staaten erfolgte, wäre die der polnischen Republik von Osten drohende Gefahr und die Gefahr einer deutsch-russischen Koalition als gebannt anzusehen.

Bochenski bezeichnet als den Leitgedanken seines Buches die Erkenntnis, daß für Polen eine Verständigung Rußlands mit dem heutigen Deutschland die größte Gefahr darstelle.

ERICH MARCKS

BISMARCKS VERHÄLTNIS ZUR DEUTSCHEN FRAGE (1849—1850)

Bismarcks öffentliche Äußerungen zum Problem Einheit und Reich liegen in Bündeln beisammen: Frühjahr, Spätsommer 1849, Frühjahr, Spätherbst 1850; genau in demselben Sinne wie seine innerpolitische Haltung, so hat seine außerpolitische sich immer stärker ausgeprägt, sich immer weiter nach rechts entwickelt. Im ersten Landtage auch hier ein gewisses Maß von Entgegenkommen: die Lage ganz Deutschlands war gefährlich, das Ministerium betrieb den engeren Bundesstaat. Bismarck wollte vom Kaisertum nichts wissen, er ergriff am 21. April das Wort gegen die von der Linken beantragte Anerkennung der Frankfurter Reichsverfassung. Volkssouveränität, allgemeines direktes Wahlrecht, jährliches Budget, selbst im Staatenhause Preußen durch ein ungerechtes Vertretungsverhältnis gelähmt; dazu nach außen hin der Anspruch der Verfassung auf das ganze Deutschland einschließlich Deutschösterreichs, das heißt Gewalt gegen Habsburg und daneben etwa auch gegen Wittelsbach: das ergäbe eine gefährliche Mitgift. Die Frankfurter Verfassung ist für die „deutsche Einigkeit" ein Hemmnis, denn ohne sie würde eine Einigung viel leichter sein; Preußen wird ohne sie „um so eher imstande sein, die deutsche Einheit auf dem von der Regierung betretenen Wege herbeizuführen". „Die deutsche Einheit will ein jeder, den man danach fragt, sobald er nur deutsch spricht; mit dieser Verfassung aber will i c h sie nicht." Wollte er sie überhaupt? Er erweckte den Anschein, er widersprach der Regierung nicht: es war dicht vor dem Wiederaufflammen des Aufruhrs. Was er „Einheit" nannte, war indessen nicht die Einheit, die in Frankfurt gesiegt hatte und um die es sich den Kleindeutschen handelte. „Jeder, sobald er nur deutsch spricht": darin klang ein großdeutscher Ton an; und den Anhängern der „Frankfurterei" stellte er neben den Untertanen des Königs von Preußen und der übrigen deutschen Könige auch „die Untertanen von Österreich" entgegen. Was er als Einheit anzunehmen geneigt war, war wieder, wie 1848, die Einigkeit, nicht die Einheit im neuen nationalstaatlichen Sinne. Und schon hier wurde, hinter seiner Schonung der Regierungsabsichten, doch deutlich, was er in Wahrheit wollte: „Im schlimmsten Falle", anstatt der Unterwerfung Preußens unter die Frankfurter Demokratie, lieber, „daß Preußen Preußen bleibt. Es wird als solches stets in der Lage sein, Deutschland Gesetze zu geben, nicht, sie von anderen zu empfangen." Das preußische Staatsgebäude wolle er vor Einsturz schützen. Seine Verbeugung vor der deutschen Einheit war nur taktische Rücksicht auf den Augenblick und auch so nur eine Form, die über seine Meinung nicht täuschen kann. Eben das, was er hier mit durchsichtiger Taktik als den schlimmsten Fall bezeichnet, war sein Wunsch. Seiner Frau hatte er am 3. März kurz und klar geschrieben,

was er hoffte: daß „alles beim alten" bliebe. Und nur nach einer Richtung ging er über das Alte schon hier verwegen binaus: in dem wie selbstverständlich hingeworfenen Satze, daß sein Preußen Deutschland zu befeblen haben solle.

Im September 1849 hatte sich die äußere Lage geklärt, die Aufstände waren erdrückt, aber die Union war im Gange. Als Bismarck am 6. das Wort nahm, um der preußischen Kammer ein Einspruchsrecht gegen Bestimmungen der Unionsverfassung offen zu halten, die der preußischen Verfassung etwa zuwiderlaufen würden, verzichtete er, auch dieses Mal, auf grundsätzlichen Widerspruch gegen die gesamte Unionspolitik seiner Regierung: er wolle ein Ministerium nicht im Stiche lassen, das er als Bollwerk „gesellschaftlicher und staatlicher Zivilisation gegenüber der Demokratie anerkenne und ehre". Seiner Frau hatte er soeben (27. August) die Debatte über solcbe Rückwirkungen der Union auf Preußen als ein unvernünftiges Strohdreschen bezeichnet: „Die Frage wird überbaupt nicht in unsern Kammern, sondern in der Diplomatie und im Felde entschieden." Trotzdem warf er sich mit seiner ganzen Wucht auf diese Verfassungsfrage, und es war aller Welt klar, daß seine Kritik der Verfassung und ihrer Gültigkeit für Preußen eine vollständige Ablehnung der Union selber bedeutete. Die Unionsverfassung stamme aus bedrängten Tagen, sie bedürfe heute der Revision. Den Gegnern, die ihr eine für Preußen bindende Kraft verschaffen wollten, hielt er alle Arten von Gründen entgegen, staatsrechtlich-formelle zuerst, dann Gründe der Machtlage: Wird die Union je lebensfähig werden? Wird sie bei ihrer notwendigen Einschachtelung in den Deutschen Bund nicht ibren besonderen Inhalt ganz verlieren? Aber die Hauptsache folgte erst dann: die Unionsverfassung wird von einem Reichstag revidiert werden, der radikal auszufallen droht. Davon soll Preußen abhängig werden? Und scbon der vorliegende Entwurf der Unionsverfassung knebelt Preußen, seine Krone, die ihr Vetorecht, ihre Verfügung über Heer und Finanzen einbüßt, sein Ministerium, das einem Reichsministerium unterstellt wird, seine Kammern, die vor einem unpreußischen Reichsparlament in den Schatten zurückweichen sollen. Preußen gewinnt dafür eine magere, ungewisse Reichsvorstandschaft. Wofür alle diese Opfer? Die Frankfurtische Idee der nationalen Wiedergeburt soll sie Preußen auferlegen dürfen. Bismarck glaubt an deren ideelle Gewalt nicht: jedenfalls nicht an ein Bedürfnis des preußischen Volkes nach ihr. Und nun entwarf er sein Bild einer Nationalpolitik, wie sie für Preußen denkbar wäre. Friedrich II. würde sie zu führen vermocht haben: mit dem Schwerte in der Hand. Denn noch heute würde der Ton der Trompete den alten Reiz für ein preußisches Ohr bewähren, „mag es sich nun um eine Verteidigung unserer Grenzen, mag es sich um Preußens Ruhm und Größe handeln". Friedrich „hätte die Wahl gehabt, sich nach dem Bruch mit Frankfurt an den alten Kampfgenossen, an Österreich, anzuschließen, dort die glänzende Rolle des Helfers [zur Niederwerfung Ungarns] zu übernehmen, welche der Kaiser von Rußland gespielt bat, im Bunde mit Österreich den gemeinsamen Feind, die Revolution, zu vernicbten.

Oder es hätte ihm freigestanden, mit demselben Recht, mit dem er Schlesien eroberte, nach Ablehnung der Frankfurter Kaiserkrone den Deutschen zu befehlen, welches ihre Verfassung sein solle, auf die Gefahr hin, das Schwert in die Waagschale zu werfen. Das wäre eine nationale preußische Politik gewesen. Sie hätte Preußen im ersten Falle in Gemeinschaft mit Österreich, im andern Fall durch sich allein die richtige Stellung gegeben, um Deutschland zu der Macht zu helfen, die ihm in Europa gebührt." Die Unionsverfassung „vernichtet das spezifische Preußentum; damit aber vernichtet sie den besten Pfeiler deutscher Macht". Preußen ist es gewesen, das die Revolten in Deutschland unterdrückt hat, eben „der Rest des verketzerten Stockpreußentums", die Treue, vor allem die Treue der Armee: die ist schwarzweiß und nicht schwarzrotgold, sie singt das Preußenlied und nicht „Des Deutschen Vaterland"; was sie und das preußische Volk will, „das wollen wir auch". — „Preußen sind wir, und Preußen wollen wir bleiben." — „Alle Redner, welche ich gehört habe, wollen es, nur auf verschiedenem Wege. Wir alle wollen, daß der preußische Adler seine Fittiche von der Memel bis zum Donnersberge schützend und beherrschend ausbreite, aber frei wollen wir ihn sehen, nicht gefesselt durch einen neuen Regensburger Reichstag und nicht gestutzt an den Flügeln von jener gleichmachenden Heckenschere aus Frankfurt . . ."

Das ist — und deshalb bedurfte es hier der Wiederholung ihres Wortlauts — die bedeutungsvollste Äußerung, die Bismarck in jenen Jahren über das Problem seiner Zukunft getan hat. In den „Gedanken und Erinnerungen" sagt er, nicht so sehr das Mißtrauen in die Reife, in die Leistungsfähigkeit Preußens und seines Königs habe ihn damals zur Ablehnung der Kaiserpolitik getrieben, als „gerade die stärkere Empfänglichkeit für das Prestige der preußischen Krone und ihres Trägers", noch mehr aber der innerliche Gegensatz „gegen die Entwicklung seit den Barrikaden von 1848". Er sei Fraktionsmitglied gewesen, den Freunden freund, den Feinden feind, voll lebhafterer und ehrlicherer Überzeugungen, als die Folgezeit sich erhalten habe. Das alles trifft zu, aber ganz reicht es doch nicht aus. Der Abgeordnete von Bismarck teilte gewiß die Gefühle seiner Partei und sah wie sie in der nationalen Politik zugleich die Gefährdung der inneren Stellung des altpreußischen Adels, Überzeugung, Empfindung, allgemeine Gegnerschaft sind gewiß lebhaft in ihm gewesen. Die nationale Leidenschaft der Paulskirche gab es für ihn gar nicht, das blieb für ihn eine fremde Welt, die er einfach verwarf. Wieder trat sein elementardeutsches Gefühl mehr als einmal zutage, er sprach ernsthaft von der Stellung, die Deutschland in Europa zukomme, und nur halb scherzhaft in seinem Briefe an den Russen Meyendorff, von seiner Beschämung über den selbstüberhebend-ohnmächtigen Doktrinarismus der Erfurter Majorität: er habe „deutschen Patriotismus genug, um dies mehr mit Schmerz als mit Heiterkeit zu empfinden". Aber niemals war er weiter von dem Gedanken entfernt, einen deutschen Nationalstaat gründen oder auch nur dulden zu wollen. Dennoch wollte er etwas: und das reicht doch über die Fraktionsüberzeugungen, von denen die Erinnerungen reden, hinaus. Sein preußisches

Vaterland pries er nicht bloß, mit einem Stolze, der sich gern und laut wiederholte, und der am liebsten „die alten preußischen Tugenden" des Offizierkorps und des Heeres feierte, „Ehre, Treue, Gehorsam, Tapferkeit": dieses Preußen wünschte er, und zwar eben durch Anwendung seiner Heeresgewalt, größer, als es war. Die Wege dazu hatte er durchdacht: Es konnte mit Österreich vorgehen, oder ohne Österreich; ohne Österreich, er sagt nicht: gegen Österreich, sondern nur „durch sich allein", aber auf die Gefahren des Krieges hin, und „mit demselben Recht, mit dem Friedrich Schlesien eroberte", das heißt also doch: gegen Österreich. Die Zeitgenossen scheinen diese Sätze überhört zu haben, was war ihnen eine hingeworfene Bemerkung des extravaganten Junkers von Schönhausen?

Der Historiker hat längst erkannt, daß hier die Bahnen der sechziger Jahre durch einen frühen Blitz vorerhellt sind. Mit dem Kaiserstaate zusammen wollte ja auch Friedrich Wilhelm handeln, und da dieser ihn zurückwies, ohne ihn; in dem kriegerischen Sinne, in dem Bismarck es meint, gegen ihn doch nicht. Mit voller Unbefangenheit stellt Bismarck die beiden Möglichkeiten nebeneinander, als ganz gleichwertig, als ganz gleich zulässig, die legitimistische mit etwas wärmeren Worten, die autonomistische mit einem, so glaubt man zu spüren, doch noch stolzeren Klange. Wie gern besäße der Biograph eine ausdrücklichere Aussprache! Wohin sollen die beiden Wege führen? Zu einer Machtstellung — für Deutschland; und für Preußen? Er gibt ein Ziel an: Über ganz Norddeutschland soll Preußen „schützend und herrschend" walten, von der russischen Grenze bis an den Südrand der Rheinprovinz, bis an die bayerische Pfalz heran; Süddeutschland ist dadurch ausgeschieden. Sollte der Donnersberg auch für den zweiten Fall, das Handeln ohne und gegen Österreich, die äußerste Linie bedeuten? Bei gemeinsamem Durchgreifen der beiden Großmächte fällt Preußen die Obergewalt über den Norden, Österreich die über den Süden zu, das ist die natürliche Folgerung des Gedankens, und bis in den Kriegsausbruch von 1866 hinein ist Bismarck immer wieder darauf zurückgekommen. Es scheint, daß er 1849 den Main auch für den zweiten Fall nicht überschreiten wollte; er sprach ja in dieser selben Rede davon, daß sein preußisches Volk „kein Bedürfnis habe, sein Königtum verschwimmen zu sehen in der fauligen Gärung süddeutscher Zuchtlosigkeit". Sein Gefühl, seine „Überzeugungen" machten an dieser Grenze halt; führte das Schwergewicht der Macht, die er ins Rollen gebracht sehen wollte, nicht darüber hinaus? Liegt in dem Befehle an „die Deutschen", „welches ihre Verfassung sein solle", nicht der Süden unabweisbar inbegriffen, und in dem Erfolge ebenfalls, der Preußen durch sich allein befähigen sollte, „Deutschland in Europa" die gebührende Macht zu schaffen? Der Redner von 1849 hat das Dilemma offengelassen, und sein letztes Wort war vielmehr: Norddeutschland bis zum Donnersberge. Noch zwei Jahrzehnte hindurch sollte ihn die Doppelmöglichkeit begleiten, und er hat die Hand nach dieser und nach jener Lösung ausgestreckt, immer vom Norden als eigentlichem Gebiete seines Staates ausgehend, und immer wieder über diese Beschränkung hinausgewiesen: Das Verhältnis lag

in der Aufgabe begründet, und der Staatsmann überließ es dem Gange der Dinge, welche Entscheidung er einmal zu treffen hätte. Sehr merkwürdig, daß er die Sachlage zu genau demselben Ausdruck brachte, schon als er sie zum ersten Male besprach. Oder sind es wirklich nur hingeworfene Sätze, so wie sie sich beinah geben, und wohl kein durchgedachter staatsmännischer Gedanke? Es fehlt vielleicht an sicherem Anhalt, um diese feine Frage rundweg zu beantworten. Aber als Bismarcks Gemahlin einige vierzig Jahre später in Schönhausen ihren alten viereckigen Nähtisch in der dicken Fensternische stehend wiedertraf, da wurde ihr sofort das Bild lebendig, wie in der Zeit nach ihrer ersten Niederkunft ihr Mann oft stundenlang schweigsam im kleinen Zimmer gesessen hatte, über die Karten von Deutschland gebeugt, die er über dieses Tischchen breitete. Ihre Mutter — sie war vom September 1848 ab ein halbes Jahr bei ihr — sagte dazu: „Herkules am Spinnrocken!" Das war die Art, wie er in dumpfen Tagen seinem Lebenswerke unmittelbar vorarbeitete: Man kann ihn sich besser über diesen Karten denken als über der Theorie Stahls. Er hatte da seine festen und eigenen Anschauungen, die sich immer wieder vordrängten. Als er am 20. Februar 1850 in der Kammer eine Erhöhung des Militäretats anregte, faßte er seine Begründung am Schluß in ein Lob des Offizierkorps zusammen, „welches die alleinige Grundlage einer kühnen und ruhmreichen Politik für Preußen sein kann".

Es wäre wertvoll, diese Anschauungen ganz auf den Hintergrund der Zeit stellen zu können. Waren andere, aus seinem politischen Lebenskreise, derselben Meinung wie er? In Abweichung und Ähnlichkeit werden uns da noch mancherlei Entdeckungen bevorstehen. Nach den Waffen, nach dem heilsamen Kriege rief auch Heinrich Leo: aber er tat es der durchschüttelnden, reinigenden Wirkung halber, und lediglich als Preußens Bundesgenosse kam ihm Österreich in Betracht, nicht als Preußens Gegner: das „deutsche Volk" waren ihm die norddeutschen und die österreichischen Heere. Da fehlte das Wichtigste der Bismarckschen Sätze: die Alternative. Kleist-Retzow wollte „die wahre Einheit Deutschlands" und fand sie nur möglich um ein festes Preußen herum, das seine militärische Selbstbestimmung nicht aufgäbe; die deutsche Einheit sei nur zu gründen durch die Bajonette. Für den 6. September hatte auch er eine Rede vorbereitet, in der er die Möglichkeit bekennen wollte, daß es einmal Preußens Pflicht sein könnte, „eine noch hervorragendere Stellung mit dem Schwert zu erobern": „Wir würden dann nicht die Letzten sein." — „Wer Deutschland regieren will", so hat in einem berühmten Briefe vom 20. Mai 1849 der Prinz von Preußen geschrieben, „muß es sich erobern, à la Gagern geht es nun einmal nicht." Preußen ist es „bestimmt, an die Spitze Deutschlands zu kommen: aber das Wann und Wie, darauf kommt es an". Eben darauf kam es an. Prinz Wilhelm stellte sich, trotz einiger Gegensätze, auf die Seite der Union. Hinter der Union, hinter allen kleindeutschen Bestrebungen stand natürlich auch preußischer Ehrgeiz; Graf Robert Goltz, dem die Union nicht preußisch genug war, unterstützte sie doch, da sie einmal im Gange war, und berief sich gegen Bismarck

nun (11. März 1850) auf den „leitenden Grundgedanken der preußischen Geschichte, den Kampf des Hauses Hohenzollern mit dem Hause Lothringen um die Herrschaft Deutschlands".

Bismarck blieb Feind der Union und blieb bei seiner preußischen Doppelpolitik. Neben der Union her lief in hohen preußischen Kreisen ein Drang nach preußischer Vergrößerung: selbst der Ministerpräsident Brandenburg erstrebte, nach dem Eindruck Ludwig Gerlachs (10. März 1850), weder ein Groß- noch ein Kleindeutschland, sondern lediglich ein Großpreußen, das heißt ein Preußen verstärkt durch die kleinen Staaten. Unmittelbarer als er hat der preußische Gesandte in Wien, Graf Bernstorff, der die Union nicht liebte, in diesen zwei Jahren immer wieder die Machterweiterung Preußens betont; er war ganz bereit, den preußisch-deutschen Bundesstaat zu opfern, wenn dafür ein österreichisch-preußischer Dualismus mit Hegemonie Preußens in Nord- und Mitteldeutschland zu gewinnen wäre: die Kleinen wären an Preußen enger anzuschließen oder ihm einzuverleiben. In jedem Falle müsse Preußen rückhaltlos durchgreifen. Fast noch bismarckischer klingen, nach Inhalt und Temperament, die Vorschläge, die der hochkonservative pommersche Landrat von Waldow-Steinhöfel am 21. Mai 1848, also in der ungünstigsten Stunde, seinem Könige eingesandt hatte: Trennung des Nordens vom Süden, Vereinigung des Nordens unter Preußen, Annexion der Kleinstaaten, Einfügung der Mittelstaaten, die Militär und auswärtige Politik an Preußen übertragen. „Für diesen Zweck gibt jeder Preuße gerne das letzte Gut, das letzte Blut." Weder Deutschland noch Österreich noch Europa werden Preußen hindern können. Der kaiserliche Gesandte in Berlin, Prokesch, hat den Ehrgeiz mehr als einmal angeklagt, der diesem Preußentume nun einmal unausrottbar im Blute stecke und immer wieder Österreich zu verdrängen trachte, 1850 so gut wie 1785 und 1806. Und war nicht dieser Patriotismus des Sonderstaates breit aufgeflammt, als der österreichische Reichsverweser das Heer Friedrichs des Großen zur Huldigung befohlen hatte? Auf diesem preußischen Umwege schlich sich die „deutsche Begeisterung" auch in diesen Jahren wieder in das konservativste Preußen hinein.

Bei Bismarck bestand von dieser Begeisterung keine Spur, aber von preußischem Stolze strömte er über, und der preußische Ehrgeiz war stark in ihm; der preußische Königsstaat war ihm das Maß aller Dinge. Das tritt bei ihm wie etwas Selbstverständliches zutage: Nirgends ist der elementare Zusammenhang seines Fühlens mit dem gewachsenen Boden seiner Welt so klar. Sein Widerpart Radowitz nahm den entgegengesetzten Ausgangspunkt, in einem für die Verschiedenheit ihrer Denkweise sehr charakteristischen Gutachten (18. August 1850) bezeichnete er es als seine „untrennbare, über alle Einzelheiten hinausragende Überzeugung": „Was Deutschland heilsam ist, kann und wird Preußen nie schädlich sein." Bismarck wäre eine solche Deduktion wie ein Frevel an dem erschienen, was ihm das Nächste und Höchste war. Er stand mit seiner friderizianischen Stimmung durchaus nicht allein: es lagen Kräfte dahinter, die ihrer Wünsche bewußt waren; die Rich-

tung gegen Österreich, auf Annexionen, auf Norddeutschland, auf Waffengewalt, trat uns entgegen. War in Bismarcks Gedanken darüber hinaus etwas, das ihm ganz eigen war? Daß nur er sie verwirklicht hat, verleiht seinen ersten klaren Fassungen späterer Taten an sich einen eigenen Wert. Aber hat wirklich einer der anderen so unverhüllte Worte gedacht und gesprochen wie jenes vom Befehlen der deutschen Verfassung, das kühn und hart klingt bis zur Herausforderung und doch seine Meinung so genau wiedergibt? Und ist nicht die Art jener Nebeneinanderstellung der beiden Lösungen etwas ganz für sich? Ich weiß nicht, ob irgendein anderer sie so einander gleichgeordnet, den breiten Spalt zwischen Legitimismus und gesetzloser Selbstherrlichkeit mit dieser selbstverständlichen Sachlichkeit des geborenen Fachmannes, des geborenen Staatsmannes mühelos überschritten hätte? Ein Friedrich II. „hätte die Wahl gehabt, es hätte ihm freigestanden" — als sei das gar nichts! Und diese Stimme des handelnden Diplomaten oder Eroberers kam mitten aus dem Lager einer dogmatischen Partei heraus und wurde laut auf offener Rednerbühne! Und jenes Wort über den Zweck: Deutschland zu seiner Macht in Europa zu verhelfen!, als könne es gar keinen anderen geben. Kurz darauf (24. Oktober) hat er in verwandtem Sinne „die wahre Freiheit" als „politische Unabhängigkeit" nach außen hin erläutert. Auch Fürst Chlodwig Hohenlohe sah bereits 1847 die Einheitsbewegung zumal unter diesen Gesichtspunkten der Machtstellung, der Selbstachtung gegenüber den Freunden — die Zahl der staatsmännischen Naturen, die das so einfach fanden, die etwa gar nur hiervon allein sprachen, wird wieder nicht groß gewesen sein. Für Bismarck war es die natürliche Sprache; es war die Gesinnung seiner ersten Streitrede im Vereinigten Landtag. Aber so deutlich wie an diesem 6. September 1849 hat sich der Mann der preußisch-deutschen Tat nirgends zuvor in ihm enthüllt. Man fragt sich: Wollte er durch diese Sätze anderen einen Wink geben, ihnen zur Tat den Rücken stärken? Der König und Radowitz waren zu solcher Einseitigkeit des staatlichen Willens nicht zu haben, andere mochten Bismarck näherstehen; in Sicht waren Taten dieser Art doch nirgends, und daß Bismarck so sprach, war doch wohl der einfach notgedrungene Selbstausdruck seines Wesens. Uns leuchtet an diesem Tage die Kette entgegen, die seine Vergangenheit und seine Zukunft, seine innerste Herkunft und seine kommenden Siege, und die zugleich Preußens Vergangenheit und Zukunft in majestätischer Einheit zusammenschließt. —

Der Erfurter Reichstag folgte. Die preußischen Konservativen fochten, in gewissem Sinne, auch hier wieder mit zerbrochenem Schwert; so uneinig ihre eigene Regierung war, schließlich wollten der König und Radowitz doch die Union, und dem Könige geradeswegs zu widersprechen, ging nicht an. Wahlaufrufe, die Bismarck mitunterzeichnet hat, nahmen also das Ziel, den Bundesstaat, hin und forderten nur eine solche Revision der Unionsverfassung, die sie für Preußens Selbständigkeit erträglich mache: denn von Preußens Gesundheit hänge die Deutschlands ab. In Wahrheit traf die Bekämpfung der Verfassung, wie sie war, den Kern der Union selber: es stand ja eben

so, daß die Kleindeutschen zunächst einmal, um den Rechtsboden der Verträge vom Mai 1849 für alle Mitglieder der Union bindend festzulegen, die Verfassung als Ganzes *(en bloc)*, so wie sie damals aufgestellt worden war, legalisieren mußten, wenn sie auch eine nachträgliche konservative Durchsicht der Einzelbestimmungen gern zugestanden; wer die Verfassung erst dann annehmen wollte, wenn sie vielleicht ausreichend verbessert sein würde, verneinte politisch die Union selbst. Die preußische konservative Rechte hat die Annahme *en bloc* bekämpft, so lange sie konnte; sie hat nachher, als diese am 13. April doch durchgezwungen worden war, Verbesserungen gefordert, die wieder mit dem Wesen der Unionsverfassung unvereinbar waren. Beide Male handelte es sich für sie, indem sie den Bundesstaat der Form nach annahmen, um den Kampf gegen den Bundesstaat selber. Und dessen Verteidiger stritten mit verzweifelter, aber auch verzweifelnder Hingabe für eine, trotz aller Reichstagsmehrheiten und aller staatsrechtlichen Deduktionen, in sich selber, mindestens auf absehbare Zukunft, politisch verlorene Sache: das Hinsterben des Unionsversuches wurde immer deutlicher, der Erfurter Kampf und Sieg war, wie Bismarck es schonungslos ausdrückte: wirklich „Humbug".

Bismarck hat es dem Reichstag ins Gesicht gesagt, wie wenig auf dessen Abstimmungen ankomme: an den Waffen hing, darin hatte er völlig recht, das Schicksal des Bündnisses. Wir hörten seinen Hohn auf den Professor Archimedes, der der Wirklichkeit verbieten wollte, seine Kreise zu stören. Die Verfassung, damit schloß seine wichtigste Rede, sei doch ein unrettbarer Patient, und der Zank der Ärzte ändere daran nichts. Daß seine Partei stets in der Minderheit bleiben werde, rechnete er sich gleich anfangs aus, und behielt auch darin recht. So galt es, soviel Widerstand zu leisten wie möglich und die Unausführbarkeit der Verfassung auch dem eigenen, schwankenden Könige recht deutlich zu machen. Daß diese Verfassung, die zum ersten Male den preußischen Staat und die Nation in eine beide Teile schonenden und für beide annehmbaren Weise zu vereinigen trachtete, in Wahrheit für Preußen doch unerträglich war, das liegt uns, wie alle die übrigen politischen Unmöglichkeiten jenes Versuches, klar vor Augen. Der preußische Reichsvorstand sollte im Fürstenkolleg nur eine von sechs Stimmen haben und an dessen Mehrheit ganz gebunden sein; im Staatenhause des Reichstags erhielt Preußen ein Viertel der Mitglieder. Der Ton der Konservativen war also ganz auf die Notwehr gegen solche Selbstzerstörung Preußens gestimmt. Und Bismarck stand hier völlig in Reih und Glied, mit Kleist, Gerlach, Stahl zusammen, mit Stahl vielleicht hier im unmittelbarsten Ineinanderwirken. Noch einmal begegnet die Frage nach ihrem Verhältnis. Auch Stahl war hier ganz Preuße; er hatte seit 1848 gegen alle unitaristischen Ideen die föderalistischen vertreten, die dem Einzelstaate, vor allem dem preußischen, die nötige Bewegungsfreiheit beließen. Die Einheitsidee hatte er darüber, weit über Bismarck hinausgehend, völlig verkannt, auch die politische, nur daß er sie an die Legitimität fesselte; er nannte am 27. August 1849 „die deutsche Bewegung einen Gedanken von ewiger Wahrheit und Größe". Er stand auch

hier, innerlich, dem späteren Bismarck näher als dem damaligen. Aber er hatte hinzugesetzt: „Man gebe uns eine deutsche Verfassung, in welcher Preußens Königsmacht hinreichend gewahrt bleibt, und es soll uns an Eifer für sie keiner überbieten; wo nicht, nicht!" In Erfurt hat er die großen Gegensätze, die großen Schlagworte prinzipieller aufgerollt als je. Bismarck kam politisch mit ihm ganz auf das gleiche hinaus, und hat sicherlich auch hier staatsrechtlich von Stahls Vorarbeit gelernt; das feinere Ohr glaubt indes immer herauszuhören, daß Stahl die preußische Monarchie, Bismarck die preußische Macht stärker unterstreicht und eigentlich meint, und aus wie verschiedenartigem Stoffe sie geformt waren, wird gerade in Erfurt recht anschaulich. Bismarck sprach hier besonders scharf, praktisch, preußisch. Er wollte (15. April) den Ausdruck Deutsches Reich aus der Verfassung dieses Rumpfbündnisses als lächerlich tilgen, er sah, höchst anzüglich, in der Niederlage der „Zungendrescher" den Sieg der deutschen Einheit, die er also wieder mit Einigkeit gleichsetzte; er stimmte taktisch mit seiner Partei, und wenigstens äußerlich auch mit Stahl überein, indem er erklärte: „Wir wollen den Bundesstaat, aber lieber als um den Preis dieser Verfassung wollen wir ihn gar nicht." Er bekannte eben damals, mit dem Bilde vom Buzephalus, sein Stockpreußentum. Er hatte die *En-bloc*-Annahme nicht hindern können; da warf er, an diesem Tage, der Verfassung als Amendement Vorschläge in den Weg, die ihren Grundgedanken auf den Kopf stellten. Er mache, so erläuterte er diese Vorschläge, die schwerfällige Verfassung damit einfacher und vor allem für Preußen möglich. Es ist neben seiner Äußerung vom 6. September der zweite seiner Vorblicke auf die Gründung des Reiches.

Sein Vorschlag hebt das Fürstenkolleg auf und stellt den „Vereinsvorstand", den König von Preußen, ganz monarchisch an die Spitze eines Vereinsrates, der aus vier Bevollmächtigten der übrigen Regierungen besteht und vom Vorstande „über alle Gegenstände der inneren Verwaltung in beständiger Kenntnis erhalten und für alle Gegenstände der Gesetzgebung von seinem Beirat" befragt wird. Den Gesetzesvorschlag (wie die Exekutive) erhält der Vorstand allein. Die Einzelstaaten bekommen dafür die Erste Kammer des Vereinsparlamentes für sich, und zwar nicht, wie die Verfassung wollte, als Staatenhaus, in dem Regierungen und Kammern dieser Staaten zu gleichen Teilen vertreten wären, sondern als Fürstenhaus, gebildet aus den Fürsten oder sie vertretenden Prinzen, eine Vertretung also nur der Dynastien, mit den Stimmenzahlen wie im früheren Plenum des Deutschen Bundes. Dieses Fürstenhaus sollte an der Regierung der Union keinen Anteil haben.

Klar ist an diesem Vorschlage, daß er Preußen die in der Unionsverfassung eng eingeschnürten Arme in der Tat gehörig losband: Preußen allein regiert, die anderen Staaten werden nur benachrichtigt und angehört, man denkt beinahe an den diplomatischen Ausschuß von 1870. Die Dynastien stehen ganz außerhalb der eigentlichen Regierung; Bismarck nannte es in seiner Begleitrede für einen Preußen „ein demütigendes Gefühl", Vertreter von Fürsten, die nicht seine Landesherren seien, „mit obrigkeitlicher Gewalt be-

kleidet“ sich gegenüberzusehen. Die norddeutsche Verfassung von 1867 schuf als Organ der verbündeten Regierungen den Bundesrat, eine Vertretung dieser Regierungen ohne Einwirkung ihrer Landtage, aber durch Gesandte, durch Beamte, nicht durch Fürsten oder Prinzen verkörpert, und an den alten Bundestag angelehnt wie Bismarcks Fürstenrat: erst dieser Bundesrat führte die Einzelstaaten wieder in die Bundesregierung hinein, aus der Bismarck sie 1850 ausweisen wollte; das Fürstenkolleg der Union stand darin der künftigen Schöpfung Bismarcks näher als sein Erfurter Vorschlag. Dieser sucht nach dem Ausgleich zwischen Preußen, den anderen Staaten und dem Parlament; er trennt die Dynastien nach beiden Seiten hin ab, von Vereinsregierung wie Volkshaus, und weist sie, in besonderer Körperschaft herausgehoben, doch wesentlich auf den Vorstand, den preußischen König, als Hort der Monarchien hin. Den Einzelstaaten war auf diese Weise schwerlich Genüge getan, obwohl ihre Regierungen und Dynastien es lieber sehen mußten, ihre Vertretung vom Bunde, unabhängig von ihren heimischen Landtagen, selber stellen zu dürfen. Es war ein tastendes Spiel des künftigen großen Künstlers mit den Elementen des deutschen Staatslebens, ein Mittelding zwischen Union und Norddeutschem Bund und Reich: das ist jedoch klar, er ging 1850 lediglich vom preußischen Gesichtspunkt, von der Macht seines Staates und seines Königs aus und gab den anderen noch nicht, wie später, ihr unerläßliches Recht. Ein Fortschritt gegen die innere Unmöglichkeit der Vorlage war es gewiß, aber ein Fortschritt nach einer einzigen Seite hin. Der Preuße und der Mann der Regierung drückte sich rückhaltlos aus: der Preuße, der hier seinen Staat unmittelbar nur frei machen wollte, der aber vor einem halben Jahre doch auch bereits die hegemonischen Worte jener Septemberrede gesprochen hatte.

Auch das Parlament, den Reichstag, erkannte Bismarcks Antrag an: auch darin deutet er auf Bismarcks Zukunft vor. Doch wird man diese Anerkennung und überhaupt die gesamte Bedeutung des Antrages vom 15. April 1850 nicht überschätzen. Es war Bismarcks Antrag, ohne Zweifel; er erscheint im Verhandlungsbericht als sein ganz persönlicher Träger. Stahl, der ihn unterstützte, nannte sich nur Mitunterzeichner: er habe den Antrag annehmen können, denn „die Umgestaltung der Bundesverfassung, welche der Abgeordnete von Bismarck vorschlägt“, befürworte er seit zwei Jahren selbst. Doch habe er einen so tiefgreifenden oppositionellen Antrag nicht stellen wollen, da er gestellt sei, mache er ihn mit. Die Initiative, die Kühnheit und Klugheit, der Griff Bismarcks, der das Problem durchdacht hatte und es nun positiv anpackte, tritt durch diese Bescheidung Stahls doppelt eindrucksvoll hervor. Aber der Antrag war doch nur ein taktischer Vorstoß. Bismarck wollte die Verfassung, die er verwarf, nicht ohne ein positives Gegenstück lassen. Daß er diesem seinem Gebilde damals wirklich das Leben gewünscht hätte, ist sehr unwahrscheinlich, im Grunde wollte er ohne Zweifel weder den Bundesstaat noch sein Parlament. Für uns ist es ein charakteristisches Stück seiner staatsmännischen Zukunftsentwicklung; für ihn war es im Augenblicke

nur eine Wendung im Gefecht. Seine Rede deutete das klärlich an, und er wußte vorher, daß sein Antrag durchfallen würde. Bassermann und Rießer sprachen dagegen, Radowitz erklärte ihn mit den Verträgen vom Mai für unvereinbar, und bei der Abstimmung blieb die Rechte natürlich in der Minderheit. Nur mit einem Antrage auf Beschränkung des Vereinsrechtes drang Bismarck (17. April) in Erfurt besser durch. Der preußische Staatsmann hatte sich wieder angemeldet: der konservative Parteimann stand noch durchaus im Vordergrunde.

GUIDO MANACORDA

DANTE UND GOETHE

Es gehört zum Wesen der großen europäischen Kulturen, daß sie sich um eine große Dichtergestalt als Sinnbild ihrer tiefsten Eigenart kristallisieren, in ihr sich gespiegelt, verdichtet, ins Bewußtsein erhoben fühlen, in ihrem Schatten wie unter einem ruhmreichen Banner stehen. Homer ist Griechenland, wie Vergil Rom ist, Dante Italien, Cervantes Spanien, Shakespeare England, Goethe Deutschland. So begriffen, sind sie wahre und eigentliche Mythen. Daher fiele, nach rationalen Maßstäben, der Beweis nicht schwer, daß jeder dieser Dichter im Laufe der Jahrhunderte Wesenszüge angenommen hat, die er — streng historisch genommen — nicht besaß, die ihm aber erstaunlicherweise zu immer größerer Plastik und Vollendung verhalfen. Andere Züge dagegen, unbestreitbar historische, sind von der Zeit bewußt außer acht gelassen worden, weil sie der mythischen Verdichtung, der man zustrebte, im Wege standen. Hier ist, wenn ich mich nicht irre, der Grund dafür zu suchen, warum es Frankreich, dem Land des Rationalismus und des Descartes, nicht gelungen ist, den Mythos um einen seiner großen Dichter zu weben, und noch viel weniger, in einem von ihnen sich in diesem Sinne gespiegelt und verdichtet zu sehen.

Mythen tragen in sich die gebieterische Forderung nach Vereinfachung. Sie bergen eine viel tiefere Wahrheit, als sie in der streng historischen Wirklichkeit gegeben ist. So etwa wie jener Ausspruch „Mehr Licht“, den die Überlieferung dem sterbenden Goethe zuschreibt, gewiß eine seinem Leben wie seinem Geiste viel entsprechendere Synthese bezeichnet als die alltäglichen Worte, die er wirklich zu dem die Fensterläden öffnenden Diener gesprochen hat. Diese Wahrheit aber, die tiefer als die nur buchstabengetreue, als die streng historische ist, haben wir in diesen Zeilen im Auge, und wir überlassen daher den Gelehrten, den vergleichenden und nach „Quellen“ stöbernden Forschern gern jene nie endigenden Untersuchungen, denen es schließlich gelingt, aus einem fruchtbarer Meditation würdigen Gedanken einen abgedroschenen, unerträglichen Gemeinplatz zu machen.

Tiefste Wurzel der Erfahrung wie der Dichtung Dantes ist die Wirklichkeit des Seins und des Geistes. Wirklichkeit, die, wenn auch unendlich reichhaltig in sich, feststeht und in Ewigkeit dauert, so wie alles, was von Gott eingesetzt ist, Dauer und Bestand hat: Sein, Geist, höchste Wirklichkeit. Die Geschöpfe ohne Zahl, aber in der gestuften Ordnung ihrer Hierarchie, sie alle streben nach jenem Zentrum Gott, der in ihnen lebt und doch außerhalb und über ihnen steht. Tiefste Wurzel des Erlebnisses und der Dichtung Goethes dagegen ist jene andere Wirklichkeit des Werdens und der Natur. Alles ist hier flüssig, dem heraklitischen Fluß ähnlich, alles in Gestaltung und Umgestaltung begriffen, alles ist Zentrum und Peripherie zugleich, Anfang und Ende: alles eingeschlossen in ein einziges Universum. Wenn Dante mit der Ratio des Aristoteles, des heiligen Thomas denkt und mit dem inneren Auge des vorchristlichen Platon, des heiligen Augustin und des beiligen Bonaventura schaut, lebt Goethe vornehmlich aus dem Instinkt, den Sinnen, dem Gefühl: „Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist / Nenn es dann, wie du willst, / Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott! / Ich habe keinen Namen / Dafür! Gefühl ist alles.“ Er sieht die Welt mit der Schaukraft des Mystikers Plato, des Alchimisten und Okkultisten Paracelsus, des Theosophen und Spiritisten Swedenborg. Sein Gott ist keine Trinität von Personen, deren eine, das Wort, im Menschen Fleisch ward; er ist ein allgegenwärtiges Geheimnis, das dämonisch sich manifestiert.

Ein Mensch, der mit ehernem Glauben glaubt: Dante. Er lebt in einer Rube, die dessen gewiß ist, daß Stürme, Gewitter und Wogen weder das „Schifflein seines Genies“ noch die unzerstörbare Wirklichkeit seiner Person vom letzten Hafen fernzuhalten vermögen. Er beugt sich vor dem Geheimnis, gewiß, aber vor seiner Unausschöpfbarkeit verzagt er nicht. Ja, gerade an dieses Geheimnis wagt er sich mit den schärfsten Waffen seines Geistes, wie um es, soweit menschenmöglich, zu erforschen und — sei es auch nur innerhalb dieser Grenzen — klar, lebendig und wirklich in Besitz zu nehmen. Goethe dagegen: ein Mensch, der sich in dem Willen zum Glauben verzehrt. Jeder Angriff auf die Wahrheit läßt ihn unerfüllt und unerfüllbar. Jeder Blick hinter den Schleier des Geheimnisses steigert seine Begier und die Angst, daß das Geheimnis sich nie ganz enthüllen lasse, daß Suche und Anstrengung vergeblich sei. Er ist der Titan, der bei der Erstürmung der höchsten und unzugänglichsten Gipfel des Lebens all seine Freude im Kampf, nicht im Sieg als solchem findet. Nicht Schmerz, nicht Genuß, jeder für sich genommen als Heimsuchung oder Stillung, sondern das ewige Wechselspiel beider, in das man sich hingerissen stürzt: das ist Goethes höchste Weisheit. Niemals Ausruhen, niemals Stillestehen, Weg und Kampf ohne Ende — das ist nach Goethe das einzig menschenwürdige Leben. „Nur der verdient sich Freiheit und das Leben, der täglich sie erobern muß.“ Unser ganzes Zeitalter lebt nach diesem Satz, nach dieser heroischen Erkenntnis.

Daher das unaufhörliche Tätigsein, das an sich scbon Zweck ist, daher das Streben nach Vervollkommnung, das nie endet, weder im Leben nocb im

Tode. Selbst die Engel arbeiten bei Goethe an ihrer Vollendung, und für die Seelen ist der Tod kein Ende ihres Strebens. Wäre er dies, so wären sie keine Seelen mehr, so hätte das Leben aufgehört. Das Jenseits ist für Goethe nicht ein bloßer Epilog unseres Daseins, es ist seine Fortsetzung und ewige Verwandlung. Das eine und das andere zusammen bilden letztlich eine einzige Welt. Es ist das genaue Gegenteil von Dante, dem dieses Leben, bei all seiner glühenden Wirklichkeit, ein Prolog, eine Einleitung zu jenem ist, das erst kommt und das gewiß von hier mitbestimmt wird. Doch der unausfüllbare Abgrund des Todes trennt das eine unerbittlich vom anderen.

Zwei Geister, zwei Zeitalter, zwei Inkarnationen der Kunst. Dante ganz Umriß, ganz Relief, ganz Symmetrie und Maß. Goethe ganz Farbe, ganz Musik, ganz Ungleichförmigkeit und Übermaß. Dante, der Erbauer eines Tempels, in dem er, nachdem er geweint, gelitten, gebetet und verflucht hat, selig entrückt niederkniet, die Augen auf das flammende Zentrum der Gottheit gerichtet. Goethe, der ewige Wanderer im Geiste, mit ungestilltem und unstillbarem Erlebnisdurst, die staunenden Augen allem Lebendigen und allen Schauspielen der Natur zugewandt, die seiner germanischen Seele der ewige und zuletzt auch der einzig gültige Tempel ist. Der Stil Dantes wächst linear aus sich heraus, in strenger Verhaltenheit und Zucht. In seiner gedrungenen Herbheit und Härte gleicht er dem dorischen Stil, selten nur gemildert durch eine anmutige ionische Volute. Ein überreicher Komplex verschiedenster Stile bei Goethe, der vom groben Hans-Sachs-Deutsch mit wunderbarer Geschmeidigkeit zur klassischen Form des Tibull und Properz, zur mittelalterlichen Romanze, zur Canzonette Metastasios, zur orientalischen Nänie sich wandelt, so eher an den korinthischen, zusammengesetzten Stil erinnernd. Auf dem Goldgrund der Dichtung Dantes erscheinen die lebendigen, klar umrissenen, kühnen Profile der Menschen seiner Zeit, seiner Stadt vor allem. Eine unübersehbare Menge aber aus allen Zeiten und Zonen schildert die Dichtung Goethes auf reichem, bewegtem, erdfrischem Grund. Der eine ist mehr ontologisch, mehr psychologisch der andere gerichtet. Mit einem Wort, Dante ist mehr „Tempel" — wenn ich einen früher von mir geprägten Ausdruck wiederholen darf, der in der europäischen Kritik viel Anklang gefunden hat — und Goethe mehr „Wald".

Unvereinbar darum beide? Sicherlich nicht. Der diese Zeilen schreibt, hat nicht nur in der Dichtung Dante zum „Begleiter, Führer und Meister" seit seiner frühen Jugend. Er ist es ihm noch heute und wird es ihm sein, so lange er lebt. Aber er errötet nicht darüber, daß er während des Krieges, während des ganzen Krieges, Goethes Faust immer im Tornister bei sich trug.

Angesichts all der Wunder katholischer Kunst verbirgt er nicht seine Vorliebe für die Piazza dei Miracoli in Pisa. Gibt nicht das beruhigende Grün des Rasens, in den die vier Bauwerke gestellt sind, der Farbigkeit ihres Marmors, dem Glanz ihrer Mosaiken einen wunderbaren Hintergrund? Dämpft und schattiert er nicht ihre mächtige, kantige romanische Linie mit unvergleichlicher Milde? Tritt man aus dem strengen Halbdunkel der Kirche heraus, das die flackernden Kerzenflammen kaum durchdringen, kommt einem dann das milde

Grün, das der Wind streichelt, über das der Duft des Meeres weht, nicht entgegen wie eine herrliche lebendige Mahnung an die Schönheiten unserer Mutter Erde?

Wenn ich mich nicht irre, liegt gerade darin die volle Harmonie, die höchste Synthese zwischen Geist und Natur, Transzendenz und Immanenz, Gott und Menschheit. Und so auch zwischen Latinität und Germanentum.

E. M. FORSTER

ABSCHIED VON KOLONOS

ERZÄHLUNG

I

Ohne recht ersichtlichen Grund war Mr. Lucas seinen Reisegefährten vorausgeeilt. Vielleicht kam er in das Alter, wo man auf Unabhängigkeit Wert legt, weil sie einem sowieso nicht mehr lange vergönnt sein wird. Wenn ihm all diese Rücksicht und Zuvorkommenheit zuviel wurde, trennte er sich gern von den jüngeren Leuten, um allein dahinreiten und absteigen zu können, ohne daß man ihm gleich wieder dabei behilflich war. Vielleicht genoß er auch jenes Vergnügen höherer Art, das einem erwächst, wenn die anderen zu spät zum Mittagessen kommen und man ihnen dann mit dem Bemerken entgegentreten kann, das mache doch nichts.

So drückte er denn in kindlicher Ungeduld seinem Tier die Absätze in die Flanken, hieß den Maultiertreiber, mit dem dicken Stock dreinzuschlagen und mit dem spitzen draufloszustechen, und preschte durch blühende Büsche und über Teppiche von Anemonen und Asphodill die Berghänge hinunter, bis er ein Wasserrauschen vernahm und die Gruppe von Platanen vor sich sah, wo sie ihre Mittagsrast halten sollten.

Sogar in England wären diese Bäume aufgefallen, so riesenhaft waren sie, herrlich ineinander verschlungen unter dem dichten, leise im Winde bebenden Laubwerk. Ohnegleichen aber waren sie hier in Griechenland das einzige kühle Fleckchen dieser in hartem Licht daliegenden, schon von der Glut der Aprilsonne versengten Landschaft. Unter den Bäumen versteckt stand ein kleines ländliches Gasthaus, ein „Khan"; auf dem breiten Holzvorbau des gebrechlichen Gebäudes aus Lehm saß eine alte Frau und spann, während zu ihren Füßen ein kleines schwarzes Ferkel Apfelsinenschalen fraß. Zwei Kinder hockten auf der feuchten Erde und spielten miteinander irgendein uraltes Fingerspiel; drinnen war ihre auch nicht besonders säuberlich aussehende Mutter mit einem Reisgericht beschäftigt. Echt griechisch das Ganze, würde Mrs. Forman gesagt haben; der etwas heikle Mr. Lucas war doch recht dankbar, daß man Proviant mitgenommen hatte und im Freien essen würde.

Dennoch war er froh, da zu sein — der Maultiertreiber hatte ihm heruntergeholfen —, froh, daß Mrs. Forman noch nicht zur Stelle war, um ihm, wie üblich, das Wort aus dem Munde zu nehmen, und froh sogar, daß er noch eine gute halbe Stunde Ethel nicht zu sehen brauchte. Ethel war seine jüngste, noch unverheiratete Tochter. Sie war selbstlos und fürsorglich, und niemand zweifelte daran, daß sie sich ihrem Vater opfern und der Trost seines Alters sein werde. Mrs. Forman sprach von ihr immer nur als Antigone, und Mr. Lucas gab sich Mühe, sich in die Rolle eines Ödipus zu finden — die einzige offenbar, die ihm die Welt vergönnte.

Was er mit Ödipus gemein hatte, war, daß er alt wurde. Er merkte es ja auch selbst. Er hatte kein Interesse mehr für anderer Leute Angelegenheiten und hörte selten noch zu, wenn man mit ihm sprach. Selber redete er gern, wenn er auch oft vergaß, was er hatte sagen wollen, und auch wenn es gut ging, schien es ihm dann eigentlich nicht der Mühe wert. Seine Worte und Gebärden waren steif und stereotyp geworden, seine Anekdoten, mit denen er einst so erfolgreich gewesen war, wirkten nicht mehr, sein Schweigen sagte so wenig wie seine Rede. Und doch hatte er immer gesund und tätig gelebt, hatte sein ganzes Leben lang gearbeitet, hatte Geld verdient und sich um die Erziehung seiner Kinder gekümmert. Niemand konnte etwas dafür — er wurde eben alt.

Da war er nun jetzt in Griechenland, und ein Traum seines Lebens war Wirklichkeit geworden. Vor vierzig Jahren hatte ihn das Griechenfieber gepackt, und nie hatte ihn das Gefühl verlassen, daß er nicht vergeblich gelebt haben würde, wenn er nur einmal dieses Land betreten könnte. Aber Athen war voller Staub gewesen, Delphi feucht, die Thermopylen flach, und mit Erstaunen und Bitterkeit hatte er die Ausrufe des Entzückens seiner Begleiter vernommen. Ob Griechenland oder England, es kam auf dasselbe hinaus — denn ob ein Mann, der alt wird, nun auf die Themse blickte oder auf den Eurotas, machte keinen Unterschied. Es war seine letzte Hoffnung gewesen, diese Lehre der Erfahrung widerlegen zu können, nun sank auch sie dahin.

Dennoch hatte Griechenland etwas in ihm bewirkt, er wußte es nur nicht. Es hatte ihn unzufrieden gemacht; Unzufriedenheit aber birgt Lebensantriebe. Daß er sonst nicht gerade vom Unglück verfolgt wurde, stand fest. Etwas Wesentliches also stimmte offenbar nicht, es konnte kein gewöhnlicher oder geringer Widersacher sein, mit dem er es zu tun hatte. Schon einen Monat lang hatte ihn das sonderbare Verlangen erfüllt, kämpfend sterben zu können.

„Griechenland ist das Land für junge Menschen", sagte er sich, wie er da unter den Platanen stand, „aber ich will meinen Fuß darauf setzen, es soll mein Land werden. Das Laub soll wieder grün sein, das Wasser frisch und der Himmel blau. So waren sie vor vierzig Jahren, so will ich sie wieder haben. Jawohl, mich ärgert's, daß ich alt werde, darüber will ich mir nichts mehr vormachen."

Er ging ein paar Schritte, und schon stand er bis an die Knöchel in kühlem Wasser.

„Wo kommt denn das Wasser her?" fragte er sich. „Nicht einmal das weiß ich." Er erinnerte sich, daß die Berghänge alle trocken gewesen waren; trotzdem war hier plötzlich die Straße von lauter kleinen Wasserläufen überrieselt.

Verblüfft blieb er stehen. „Wasser aus einem Baum", sagte er, „— aus einem hohlen Stamm? Das habe ich wirklich noch nicht gesehen, nicht einmal im Traum."

Die gewaltige, sich zum Gasthaus hin neigende Platane war hohl — ausgebrannt und verkohlt — und aus dem noch gesunden Stamm strömte eine starke Quelle hervor. Sie versah die Rinde mit Farn und Moos, und fette Wiesen entstanden, wohin sie, über den Maultierpfad strömend, kam. Das einfache Bauernvolk hatte auf seine Weise der Schönheit und dem Geheimnis seine Huldigung dargebracht, denn in das Holz des Baumes war eine Nische geschnitten, eine Lampe war darin und ein kleines Bildnis der Jungfrau, die der Najaden und Dryaden gemeinsame Wohnstätte geerbt hatte.

„So etwas Wunderbares habe ich überhaupt noch nicht gesehen", sagte Mr. Lucas. „Ich könnte sogar hineingehen und nachsehen, woher das Wasser kommt."

Einen Augenblick fürchtete er, die Stätte zu entweihen. Aber da erinnerte er sich lächelnd des Gedankens, den er vorhin gehabt hatte — „mein soll dieser Ort sein; ich will meinen Fuß darauf setzen und ihn mir zu eigen machen" — und fast stürmisch sprang er auf einen Stein hinüber und war im Baum.

Gleichmäßig und geräuschlos drängte das Wasser aus den hohlen Wurzeln und unsichtbaren Rissen der Platane herauf und füllte ein herrlich bernsteinfarbenes Becken, ehe es über den rindenen Rand hinaus auf den Erdboden strömte. Mr. Lucas kostete davon, und es war frisch, und als er am schwarzen Kamin des Stammes hinaufblickte, sah er den Himmel, und er war blau, und ein paar Blätter, und sie waren grün. Da erinnerte er sich eines anderen Gedankens, der ihm gekommen war, und lächelte nicht.

Er war nicht der erste, der hier eingetreten war — ein merkwürdiges Gefühl der Gemeinschaft überkam ihn sogar. Kleine Weihgeschenke für die hier waltende Macht waren an der Rinde befestigt — winzige Arme, Beine und Augen aus Zinn, groteske Abbilder eines Gehirns oder Herzens — Zeichen des wiedererlangten Verstandes, der wiedergewonnenen Kraft oder Liebe. So etwas wie die Einsamkeit der Natur gab es also nicht, wenn die Sorgen und Freuden der Menschen sogar bis ins Innere eines Baumes dringen konnten. Er streckte seine Arme aus und stützte sich an dem weichen verkohlten Holz, langsam dann lehnte er sich zurück, bis sein Rücken auf dem Stamm ruhte. Er schloß die Augen und hatte das merkwürdige Gefühl eines, der sich bewegt und doch stillsteht — das Gefühl des Schwimmers, der lange gegen Springwellen angekämpft hat und schließlich gewahrt, daß die Strömung ihn schon an sein Ziel tragen wird.

So lehnte er reglos, nur des Strömens zu seinen Füßen bewußt — und alle Dinge waren ein Strömen, und er trieb im Strom.

Ein leichter Schreck weckte ihn schließlich — ein Erschrecken wie vor einem unverhofft sich Nahenden vielleicht, denn als er die Augen aufschlug, hatte irgend etwas Unausdenkliches und Unsagbares alle Dinge berührt und sie gut und klar gemacbt.

Die gebeugte Haltung der alten Frau über ihrer Arbeit, die schnellen Bewegungen des kleinen Ferkels, das ständige Abnehmen des Spinnrockens, alles erschien ihm auf einmal bedeutsam. Ein junger Mann kam singend auf einem Maultier über das Wassergeriesel daher, und es war Schönheit in seiner Haltung und Aufrichtigkeit in seinem Gruß. Es waren keine zufälligen Muster, die die Sonne über die ausgreifenden Wurzeln des Baumes warf, und die niederhängenden Büschel des Asphodills und das melodische Rauschen der Quelle waren nicht von ungefähr. Mr. Lucas, der in der kurzen Zeitspanne nicht nur Griechenland, sondern England, ja die ganze Welt und den Sinn allen Lebens entdeckt hatte, fand nichts Lächerliches an dem Wunsch, noch ein weiteres Weihgeschenk im Baume aufzuhängen — ein kleines Abbild eines ganzen Menscben.

„Aber da ist ja Papa und spielt Merlin!"

Unbemerkt waren sie angekommen — Ethel, Mrs. Forman, Mr. Graham und der Englisch sprechende Dolmetscher. Mr. Lucas schaute mißtrauisch nach ihnen heraus. Sie waren ihm auf einmal fremd geworden, und alles, was sie taten, schien gezwungen und gewöhnlich.

„Gestatten Sie, daß ich Ihnen helfe", sagte Mr. Graham, ein junger Mann, der immer höflich zu alten Leuten war.

Mr. Lucas wurde ärgerlich. „Danke, ich kann das sehr gut allein", erwiderte er. Wie er aus dem Baum heraustrat, glitt sein Fuß aus und geriet dabei in die Quelle.

„Aber Papa, mein lieber Papa!" sagte Ethel. „Was machst du nur? Gott sei Dank habe ich noch etwas zum Wechseln auf dem Maultier."

Sie half ihm fürsorglich, gab ihm frische Socken und trockene Schuhe, und dann ließ sie ihn neben dem Frühstückskorb auf der Reisedecke niedersitzen, während sie mit den anderen ging, den Hain zu besichtigen.

Sie kamen in heller Begeisterung zurück, und Mr. Lucas gab sich Mühe, sich daran zu beteiligen. Aber er fand sie unerträglich. Ihre Schwärmerei war oberflächlich, gewöhnlich und krampfig. Sie hatten keine Ahnung von der vollkommenen Schönheit, die rundum leuchtete. So machte er wenigstens einen Versuch, ihnen seine Empfindungen mitzuteilen; aber was er nun sagte, war dies:

„Ich finde dieses Fleckchen Erde in seiner Art wirklich nett. Es macht einen ausgezeichneten Eindruck. Die Bäume sind hübsch, bemerkenswert hübsch für Griechenland, und die Quelle mit ihrem klar daherrauschenden Wasser hat direkt etwas Poetisches. Offenbar sind auch die Leute nett und höflich. Ganz entschieden ein reizender Platz."

Mrs. Forman schalt ihn ob so bescheidenen Lobes.

„Ach, unter tausend Plätzen findet sich so einer nicht wieder!" rief sie. „Hier könnte ich leben bis ans Ende meiner Tage! Wirklich, ich würde dableiben, wenn ich nicht nach Athen zurück müßte! Es erinnert mich richtig an das Kolonos des Sophokles."

„Na, ich muß dann schon hierbleiben", sagte Ethel. „Ich auf alle Fälle."

„Ja freilich! Sie und Ihr Vater! Antigone und Ödipus. Natürlich müssen Sie in Kolonos bleiben!"

Mr. Lucas war in geradezu atembeklemmender Erregung. Als er im Innern des Baumes stand, hatte er gemeint, sein Glücksgefühl werde nicht an den Ort gebunden sein. Aber diese wenigen Minuten hatten ihn eines Besseren belehrt. Er traute es sich nicht mehr zu, wieder den Weg in die Welt anzutreten, die alten Gedanken, die alte Mattigkeit warteten wohl nur darauf, daß er den Schatten der Platanen und das Rauschen der jungfräulichen Quelle hinter sich ließ, um sich von neuem an ihn zu hängen. In dem Gasthof unter einem Dach mit dem braven, freundlich blickenden Landvolk zu schlafen, die Fledermäuse zu beobachten, wie sie dahintaumelten im Schattendom, den Mond, wie er die goldenen Muster in silberne verwandelte — eine einzige solche Nacht würde ihn gegen jeden Rückfall feien, würde ihn unwiderruflich in das Königreich einsetzen, das er wiedergewonnen hatte. Aber alles, was seine Lippen hervorzubringen vermochten, war dies: „Ich würde nichts dagegen haben, eine Nacht hier einzuschieben."

„Eine Woche meinst du, Papa! Weniger wäre ja Frevel."

„Eine Woche also, eine Woche", sagte sein Mund, ärgerlich, daß man ihm dreinredete, indes sein Herz vor Freude schlug. Während des ganzen Frühstücks sprach er mit ihnen kein Wort mehr, sondern betrachtete sich die Gegend, die ihm so vertraut, und die Leute, die nun bald seine Gefährten und Freunde werden sollten. Nur eine Greisin, eine Frau mittleren Alters, ein Jüngling und zwei Kinder waren die Bewohner der Herberge, und obwohl er noch zu keinem von ihnen ein Wort gesprochen hatte, liebte er diese Leute bereits wie alles, was in dem gesegneten Schatten der Platanen sich regte, atmete und gedieh.

„*En route!*" tönte die schrille Stimme Mrs. Formans. „Ethel! Mr. Graham! Auch das Schönste hat einmal ein Ende."

Am Abend, dachte Mr. Lucas, werden sie die kleine Lampe in der Nische anzünden. Und wenn wir dann miteinander auf der Veranda sitzen, werden sie mir vielleicht erzählen, welche Weihgeschenke sie selbst dort aufgehangen haben.

„Ich bitte um Verzeihung, Mr. Lucas", sagte Graham, „aber man möchte gern die Reisedecke zusammenlegen, auf der Sie sitzen."

Mr. Lucas stand auf. Ethel muß zuerst zu Bett gehn, dachte er bei sich, und dann werde ich versuchen, ihnen auch von meinem Weihgeschenk zu erzählen — denn das Weihgeschenk versteht sich nun doch von selbst. Ich denke schon, daß sie mich begreifen werden, wenn wir erst einmal allein miteinander sind.

Ethel streichelte seine Backe. „Papa! Ich hab' dich schon dreimal gerufen. Die Maultiere sind schon alle da."

„Maultiere? Was für Maultiere?"

„Unsere. Wir warten schon alle. Ach, Mr. Graham, helfen Sie doch bitte meinem Vater hinauf."

„Ich weiß überhaupt nicht, wovon du redest, Ethel."

„Mein liebster Papa, wir müssen fort. Du weißt doch, daß wir heute abend noch in Olympia sein müssen."

Mr. Lucas antwortete in festem, ein wenig pedantischem Ton: „Ich habe schon immer gewünscht, Ethel, daß du etwas mehr Sinn für Konsequenz hättest. Du weißt doch ganz genau, daß wir eine Woche hierbleiben. Es war dein eigener Vorschlag."

Ethel war so erschrocken, daß sie alle Form vergaß. „Was für eine einfach lächerliche Vorstellung! Du mußt doch gemerkt haben, daß ich nur Spaß machte. Ich meinte doch natürlich nur, ich w ü n s c h t e, wir könnten hierbleiben."

„Ach! Wenn wir alle tun könnten, was wir gerne möchten!" seufzte Mrs. Forman, die schon auf ihrem Maultier saß.

„Ganz sicher hast du auch nicht im Ernst geglaubt, ich meinte das wirklich", fuhr Ethel sanfteren Tones fort.

„Im Gegenteil, durchaus. Ich habe meine ganzen Pläne in der Annahme gemacht, daß wir hierbleiben, und es würde für mich äußerst unangenehm, vielmehr ganz unmöglich sein, aufzubrechen."

Er gab diese Erklärung im Tone tiefster Überzeugtheit ab; Mrs. Forman und Mr. Graham blieb nichts übrig, als sich umzudrehen, um ihr Lächeln zu verbergen.

„Es tut mir leid, daß ich das so unüberlegt gesagt habe; es war nicht recht von mir. Aber wir können unsere Reisegenossen nicht im Stich lassen, weißt du, und auch wenn wir nur eine Nacht hierblieben, würden wir unser Schiff in Patras verpassen."

Mrs. Forman nahm Mr. Graham beiseite und machte ihn darauf aufmerksam, wie ausgezeichnet Ethel ihren Vater zu behandeln verstand.

„Das Schiff in Patras ist mir völlig gleichgültig. Du hast gesagt, daß wir hierbleiben, und nun bleiben wir auch."

Es sah so aus, als hätten die Bewohner des Khans auf irgendeine unerfindliche Weise geahnt, daß der Streit auch sie etwas anging. Die alte Frau hielt im Spinnen inne, während der junge Mann und die beiden Kinder hinter Mr. Lucas standen, als ob sie ihm helfen wollten.

Kein Argument und kein Bitten machte Eindruck auf ihn. Er sagte nur wenig, aber er war völlig entschlossen, denn zum ersten Male sah er sein eigenes alltägliches Leben so, wie es wirklich war. Wozu sollte er nach England zurückkehren? Wem würde er denn fehlen? Seine Freunde waren entweder gestorben, oder sie waren ihm entfremdet. Ethel liebte ihn gewiß auf ihre Weise, aber sie hatte andere Interessen, und das war auch ganz in der

Ordnung. Seine anderen Kinder sah er selten. Sonst hatte er nur noch eine einzige Verwandte, seine Schwester Julia, aber die fürchtete und haßte er. Es fiel ihm durchaus nicht schwer, den Kampf aufzunehmen. Er müßte ja ein Tor sein und ein Feigling dazu, wenn er sich von diesem Ort vertreiben ließe, der ihm Glück und Frieden geschenkt hatte.

Um ihm entgegenzukommen und weil sie auch nichts dagegen hatte, ihre neugriechischen Kenntnisse zu zeigen, ging Ethel schließlich mit dem erstaunten Dolmetscher in den Gasthof, sich die Zimmer anzusehen. Die Frau empfing sie mit lauter und freundlicher Begrüßung, der junge Mann aber schickte sich, als gerade niemand aufpaßte, an, Mr. Lucas' Maultier in den Stall zu führen.

„Läßt du das sein, du Gauner!" schrie Graham, der schon immer erklärt hatte, die Ausländer könnten Englisch verstehen, wenn sie nur wollten. Er hatte recht, der Mann gehorchte, und nun standen sie alle und warteten auf Ethels Rückkehr.

Endlich kam sie, den Rock eng zusammengerafft, wieder zum Vorschein. Der Dolmetscher folgte ihr und hatte das Ferkel auf dem Arm, das er inzwischen billig eingehandelt hatte.

„Mein lieber Papa, ich will gern alles für dich tun, was ich nur kann, aber in diesem Khan bleiben — nein."

„Gibt es dort — Flöhe?" fragte Mrs. Forman.

Ethel gab zu verstehen, ‚Flöhe' sei nicht das richtige Wort.

„Na, dann fürchte ich, ist die Sache entschieden", sagte Mrs. Forman, „ich weiß doch, wie heikel Mr. Lucas darin ist."

„Nichts ist entschieden", sagte Mr. Lucas. „Ethel, du gehst mit den anderen. Ich brauche dich nicht. Ich verstehe nicht, wie ich mich überhaupt mit dir darüber auseinandersetzen konnte. Ich bleibe alleine hier."

„Das ist ja reiner Unsinn", erwiderte Ethel, der die Geduld riß. „Wie kann man dich in deinem Alter allein lassen? Wie wolltest du denn zu deinem Essen und zu deinem Bad kommen? Deine ganze Post liegt für dich in Patras. Das Schiff würdest du verpassen, und dann natürlich auch die Oper in London, und alle deine Verabredungen für diesen Monat fielen ins Wasser. Und als ob du allein reisen könntest!"

„Kann sein, daß sie mit dem Messer auf Sie losgehn", war Mr. Grahams Beitrag zu der Auseinandersetzung.

Die Griechen sagten kein Wort; aber sobald Mr. Lucas' Blicke in ihre Richtung gingen, machten sie ihm Zeichen nach dem Haus hinüber. Die Kinder hätten ihn am liebsten beim Rock gezupft, und die alte Frau auf der Veranda hörte mit ihrer schon sowieso beinahe beendeten Spinnarbeit auf und starrte ihn mit geheimnisvoll eindringlichen Augen an. Je länger er kämpfte, um so gigantischere Ausmaße nahm für ihn der Gegenstand des Kampfes an, und schon war er überzeugt, daß er nicht nur hierblieb, weil er die Jugend wiedererlangt, weil er die Schönheit erschaut oder das Glück gefunden hatte, sondern weil an diesem Ort und bei diesen Leuten ein Ereignis von größter

Tragweite seiner wartete, ein Ereignis, das das Aussehen der Welt verändern würde. Der Augenblick war von so gewaltiger Bedeutung, daß er auf nutzlose Worte und Argumente verzichtete und sich nur auf die noch verborgene Kraft seiner Verbündeten verließ — die Kraft schweigsamer Menschen, murmelnden Wassers und rauschender Bäume. Denn der ganze Ort rief wie mit einer einzigen Stimme, ihm war sie vernehmlich, während seine geschwätzigen Gegner von Minute zu Minute unsinniger und alberner wurden. Aber bald würden sie es aufgeben und schwatzend in die Sonne hinausziehn, ihn aber dem kühlen Hain und dem Mondlicht überlassen und einem Schicksal, das er vorausahnte.

Mrs. Forman und der Dolmetscher waren unter dem durchdringenden Gequiek des Ferkels tatsächlich schon aufgebrochen, und der Streit wäre wohl endlos fortgegangen, wenn Ethel Mr. Graham nicht zugezogen hätte.

„Können Sie mir helfen?" flüsterte sie. „Es ist ihm überhaupt nicht beizukommen."

„Diskutieren ist nicht meine starke Seite — aber wenn ich Ihnen in irgendeiner anderen Weise behilflich sein könnte —" und dabei sah er wohlgefällig an seiner guten Figur hinunter.

Ethel zögerte erst. Dann sagte sie: „Helfen Sie mir, auf welche Weise Sie nur können. Schließlich tun wir es zu seinem Besten."

„Dann lassen Sie das Maultier von hinten an ihn heranführen!"

Während also Mr. Lucas noch meinte, er hätte den Kampf gewonnen, fühlte er sich plötzlich vom Boden emporgehoben und seitwärts in den Sattel gesetzt, und schon trabte das Maultier an. Er sagte nichts, denn zu sagen hatte er nichts, und nicht einmal sein Gesicht verriet besondere Erregung, als er nun gewahr wurde, wie der Schatten schwand und das Rauschen des Wassers schwächer wurde. Mr. Graham, den Hut in der Hand, rannte neben ihm her und bat um Entschuldigung.

„Ich weiß, es ging mich nichts an, und ich bitte Sie schrecklich um Verzeihung. Aber ich gebe mich der Hoffnung hin, daß eines Tages auch Sie das Gefühl haben werden, daß ich — verdammt noch mal!"

Ein Stein hatte ihn mitten im Rücken getroffen. Der kleine Bengel hatte ihn geworfen, der auf dem Maultierpfad ihre Verfolgung aufgenommen hatte, seine Schwester hinter ihm her, die gleichfalls mit Steinen warf.

Ethel rief gellend nach dem Dolmetscher, der mit Mrs. Forman schon ein Stück voraus war, aber ehe er heran sein konnte, trat ein neuer Gegner auf. Es war der junge Grieche, der sie frontal umgangen hatte und nun auf Mr. Lucas' Zügel losstürzte. Glücklicherweise war Graham ein geübter Boxer, und in weniger als einem Augenblick hatte er den schlecht zurückgebenden jungen Burschen erledigt und mit Blut vorm Mund auf die Asphodills gestreckt. Unterdessen war der Dolmetscher herangekommen, vor Schreck über das Los ihres Bruders hatten die Kinder den Kampf aufgegeben, und so zog sich denn die Entsatztruppe, sofern man von einer solchen sprechen konnte, in Unordnung in Richtung der Baumgruppe zurück.

„Solche kleinen Teufel!" sagte Graham mit triumphierendem Lachen.

„Echte Neugriechen! Wenn Ihr Vater dort blieb, dann war das eben soundsoviel, und nun haben sie das Gefühl, wir hätten ihnen ihr Geld aus der Tasche gestohlen."

„Ach, schrecklich sind sie — die reinsten Wilden! Ich weiß nicht, wie ich Ihnen je danken soll. Sie haben meinen Vater gerettet."

„Ich hoffe nur, daß Sie mich nicht für brutal gehalten haben."

„Nein", antwortete Ethel mit einem leisen Seufzer. „Ich liebe das Starke."

Mittlerweile formierte sich die Reisegesellschaft neu, und Mr. Lucas, der, wie sich Mrs. Forman ausdrückte, seine Enttäuschung ganz hervorragend trug, wurde auf seinem Muli bequem zurechtgesetzt. Da sie einen neuen Angriff befürchteten, trabten sie rasch den gegenüberliegenden Hang hinauf. Erst als sie den ereignisreichen Ort weit hinter sich gelassen hatten, fand Ethel Gelegenheit, mit ihrem Vater zu sprechen und ihm für die Art, wie sie ihn behandelt hatte, um Verzeihung zu bitten.

„Du warst so ganz anders, lieber Vater, richtig Angst hast du mir gemacht. Aber nun sehe ich doch, daß du wieder der alte bist."

Er gab keine Antwort, und sie schloß daraus, daß er ihr Verhalten nicht übermäßig übelgenommen hatte.

Dank einer jener Tricks, über die jede Gebirgsszenerie verfügt, tauchte der Ort, den sie vor einer Stunde verlassen hatten, plötzlich noch einmal tief unter ihnen auf. Das Gasthaus war durch die grüne Kuppel verdeckt, aber auf dem freien Platz standen noch immer drei Gestalten, und durch die reine Luft drang ein schwacher Ruf der Herausforderung oder des Abschieds herauf.

Mr. Lucas hielt zögernd an, die Zügel glitten ihm aus der Hand.

„Komm, guter Vater", sagte Ethel sanft.

Er folgte, und im nächsten Augenblick verdeckte ein Bergvorsprung den gefährlichen Schauplatz den Blicken für immer.

II

Sie saßen beim ersten Frühstück; des Nebels wegen brannte noch Licht. Mr. Lucas war gerade mitten in seinem Bericht über die schlechte Nacht, die er gehabt hatte. Ethel, die in ein paar Wochen heiraten sollte, hatte ihre Arme auf den Tisch gelegt und hörte zu.

„Erst klingelte es an der Haustür, dann kamst du vom Theater zurück. Dann fing der Hund an, und dann auch noch die Katze. Und um drei Uhr früh kam laut singend so ein junger Kerl vorbei. Ja und natürlich — dann rumorte auch noch das Wasser im Rohr über mir."

„Da wird wohl nur das Badewasser abgelaufen sein, denke ich", sagte Ethel, die recht angegriffen aussah.

„Eben, und nichts hasse ich so wie Wasserrauschen. Es ist vollkommen unmöglich, in diesem Hause zu schlafen. Ich werde ausziehen. Ich werde mit Ende des nächsten Vierteljahres kündigen. Ich werde dem Hauswirt in

voller Offenheit erklären: ‚Der Grund meiner Kündigung ist: man kann ganz unmöglich in diesem Hause schlafen.' Wenn er darauf sagt — wenn er sagt —, aber was kann er schon sagen?"

„Noch etwas Toast, Vater?"

„Danke dir, mein Kind." Er langte zu, und nun war eine Weile Ruhe.

Bald aber fing er von neuem an. „Ich werde mir diesen Radau nebenan nicht so leicht gefallen lassen, wie die das anzunehmen scheinen. Ich habe ihnen doch schon einen Brief geschrieben und ihnen meine Meinung gesagt — nicht wahr?"

„Ja", sagte Ethel, die dafür gesorgt hatte, daß der Brief nicht abgegeben wurde. „Ich bin bei der Erzieherin gewesen, und sie hat mir versprochen, es anders einzurichten. Auch Tante Julia kann ja keinen Lärm vertragen. Das kommt ganz bestimmt in Ordnung."

Als einziges alleinstehendes Familienmitglied sollte ihre Tante herkommen und ihrem Vater die Wirtschaft führen, wenn sie von ihm fortging. Die Erwähnung war nicht gerade glücklich, und Mr. Lucas begann eine Reihe halbartikulierter Seufzer von sich zu geben und verstummte erst, als die Post hereingebracht wurde.

„Oh, was für ein Paket!" rief Ethel. „Für mich! Was kann das nur sein? Griechische Marken — wie aufregend!"

Es erwies sich als eine Sendung Asphodillknollen. Mrs. Forman hatte sie von Athen geschickt, für das Gewächshaus.

„Wie das einem alles wieder so lebendig macht! Du erinnerst dich doch noch an die Asphodills, Vater? Und ganz in griechische Zeitungen eingewickelt. Ob ich das wohl noch lesen kann — du weißt doch, ich konnte es damals."

Sie redete ununterbrochen weiter, in der Hoffnung, das Kinderlachen nebenan zu übertönen — zur Frühstückszeit ein Lieblingsanlaß zum Wehklagen.

„Hör doch mal zu! ‚Ländlicher Unglücksfall.' Na, da bin ich an etwas Trauriges gekommen. Tut nichts. ‚Eine erschütternde Tragödie ereignete sich letzten Dienstag in Plataniste in der Provinz Messenia. Ein großer Baum' — geht es nicht noch ganz gut? — ‚brach nachts nieder und' — einen Augenblick — o Gott! — ‚erschlug die fünf Bewohner des dortigen kleinen Khans, die offenbar auf der Veranda gesessen hatten. Die Leichen der Maria Rhomaides, der betagten Inhaberin, und ihrer sechsundvierzigjährigen Tochter konnten sofort identifiziert werden, während die ihres Enkels' — oh, aber nun wird es wirklich zu entsetzlich; hätte ich's doch gar nicht erst angefangen zu lesen, und schrecklicherweise habe ich dabei das Gefühl, als hätte ich den Namen Plataniste schon einmal gehört. Wir rasteten doch nicht etwa dort, weißt du, im Frühling?"

„Wir frühstückten da", sagte Mr. Lucas mit einem schwachen Anflug von Unruhe in seinem leeren Gesicht. „Vielleicht war es dort, wo der Dolmetscher das Schwein kaufte."

„Natürlich", sagte Ethel nervös. „Wo der Dolmetscher das kleine Ferkel kaufte. Wie entsetzlich!"

„Wirklich entsetzlich!“ sagte ihr Vater, dessen Aufmerksamkeit schon wieder von den lärmenden Kindern nebenan abgelenkt wurde. Plötzlich sprang Ethel in größter Spannung auf.

„Großer Gott!“ rief sie aus. „Das ist doch eine alte Zeitung. Es ist ja nicht vor kurzem, sondern schon im April passiert — in der Nacht von Dienstag, dem achtzehnten — und wir — ja wir müssen am vorhergehenden Nachmittag dort gewesen sein.“

„Das waren wir auch“, erwiderte Mr. Lucas. Sie fuhr sich mit der Hand an die Brust und konnte kaum weiterreden.

„Vater, mein lieber Vater, ich muß es doch aussprechen: Du wolltest dort übernachten. Die Leute, diese armen halbwilden Geschöpfe, die dich dort zurückzuhalten versuchten, sie sind tot. Alles liegt in Trümmern, heißt es da, sogar der Bach hat sich ein neues Bett gesucht. Guter Vater, wenn ich nicht gewesen wäre und wenn Arthur mir nicht beigestanden hätte, es wäre dein Tod gewesen.“

Mr. Lucas machte eine gereizte Handbewegung. „Es hat gar keinen Zweck, mit der Erzieherin zu sprechen. Ich werde jetzt dem Hauswirt schreiben und ihm erklären: ‚Der Grund, weshalb ich ausziehe, ist: Der Hund bellt, die Kinder nebenan sind unerträglich, und ich kann dieses Wasserrauschen nicht aushalten.‘“

Ethel hinderte sein Geschwätz nicht. Entsetzt, wie knapp er dem Unglück entronnen war, schwieg sie lange Zeit. Schließlich sagte sie: „So eine wunderbare Errettung zwingt einen doch wieder an eine Vorsehung zu glauben.“

Mr. Lucas, der noch immer mit der Abfassung seines Briefes an den Hauswirt beschäftigt war, gab keine Antwort.

EUROPÄISCHE UMSCHAU

Ereignis und Betrachtung

AUSSENPOLITISCHES SCHRIFTTUM

Europa ist in Bewegung geraten. Die Grenzen, die der Versailler Vertrag gegen jede Vernunft errichtet hat, werden im Sinne einer höheren Gerechtigkeit zurechtgerückt. Neue Völker und Staaten drängen empor, die durch den formellen Besitzanspruch der großen Kolonialvölker in einen Raum gepreßt werden sollen, der ihrer inneren Kraft nicht mehr entspricht; Italien hat die Frage der Neuregelung des Mittelmeers aufgeworfen. Es ist daher sehr zu begrüßen, daß ein genauer Kenner der weltpolitischen Verhältnisse wie der frühere Staatssekretär Werner Freiherr von Rheinhaben uns eine politische Umschau gibt („Unruhiges Europa. Tatsachen und Probleme." Bernard & Graefe, Berlin 1939). Es dient der Erkenntnis der politischen Zusammenhänge, wenn der Verfasser seine Ansichten über die Probleme und auch über die Kräfteverhältnisse in Europa in scharfen Zusammenfassungen herausstellt. In klarer Gliederung behandelt er zunächst die Großmächte, zu denen er auch Polen und das neue Spanien rechnet, und die mittleren und kleineren Staaten. Zum Schluß gibt er noch einen allerdings recht kurzen Überblick über die außereuropäische Welt, Amerika und den Osten. Manchmal will es scheinen, als ob die Urteile, die wir als Tatsachen mitgeteilt bekommen, etwas zu stark auf die Einstellung des Verfassers abgestellt sind, etwa wenn von Frankreich gesagt wird, daß die Ereignisse des Frühjahrs 1939 Frankreich wieder völlig unter die Führung Englands und Amerikas brachten und es heute weitgehend auf eigene Großmachtpolitik verzichtet habe. Aber gerade diese offene und eindeutige Sprache macht es dem Leser leicht, ein lebendiges Bild des „Unruhigen Europa" der Gegenwart zu gewinnen, einen Gesamteindruck, der heute nötiger ist denn je.

Ein anderes Ziel verfolgt das Werk von Axel Freiherr von Freytagh-Loringhoven „Deutschlands Außenpolitik 1933—1939" (Otto Stollberg, Berlin 1939). Der bekannte Völkerrechtslehrer hat die politische Entwicklung der letzten Jahre in vier Kapiteln straff zusammengefaßt. Im ersten („Abwehr") zeigt er, daß im Jahre 1933 noch die Kreuzzugsgefahr Deutschland bedrohte. Das geschickte Eingehen auf den Abrüstungsgedanken, der damals die Engländer erfüllte, konnte die Schuld am Scheitern einer wirklichen Verständigung auch in den Augen der Welt den Franzosen zuspielen, die sich auf diese Weise in Europa isolierten und nicht in der Lage waren, gegen die Wiedererringung der deutschen Wehrhoheit (die im zweiten Kapitel behandelt wird) etwas Entscheidendes zu unternehmen. Es gelang ihnen wohl, die Engländer und auch den Genfer Völkerbund zu formellen Protesten zu bewegen, aber dabei blieb es. Die völkerrechtlichen Fehler Barthous nahmen seinen Nachfolgern die Möglichkeit, den großen Kreuzzug gegen Deutschland in Bewegung zu setzen, wie sie es gerne getan hätten.

Damit war Deutschland wieder eine Großmacht geworden, die selbständige Politik treiben konnte. Die klare Stellungnahme im spanischen Bürgerkrieg, die Rückgewinnung der Ostmark und des sudetendeutschen Gebietes war die natürliche Folge der neuen Lage der Dinge. Aber jetzt begannen die Engländer die Führung der gegen Deutschland gerichteten Politik zu übernehmen. Sie begannen die Einkreisung, die heute das politische Gesicht Europas bestimmt. So zeigt uns der Verfasser die klare Linie, die von der Führerrede vom 17. Mai 1933 bis zur Gegenwart führt. Wir wissen, daß die Entwicklung nicht von allein so folgerichtig gelaufen ist, wir wissen die schweren Ent-

scheidungen zu würdigen, die allein in kritischen Tagen die großen unblutigen Erfolge der deutschen Politik gebracht haben. Angesichts der Fülle und der Bedeutung des Geschehenen sind wir dankbar, nachträglich von kundiger Hand den Gang der Ereignisse nachgezeichnet zu sehen, so wie ein politisches Schachspiel, wo auch der erste Zug für den Verlauf des Spieles entscheidend wird! Freytagh-Loringhoven versteht es hervorragend, den inneren Zusammenhang der Entwicklung uns klar und verständlich zu machen.

Dabei hebt er als Völkerrechtler besonders den rechtlichen Grundgedanken der deutschen Außenpolitik hervor. Er zeigt, wie der deutsche Anspruch in seiner inneren Berechtigung unanfechtbar ist, wie das unbezweifelbare deutsche Recht auf Abrüstung der anderen diese in die schwierige Lage versetzt, gegen ihre früheren Versprechungen zu handeln, wie die Koalitionen, die mit großer Mühe von den feindlichen Diplomaten zusammengebracht werden, immer wieder sich auflösen, weil ihnen der innerlich bindende Rechtsgedanke fehlt. So wird das Buch über die einfache Darstellung der deutschen Außenpolitik der letzten Jahre hinaus zu ihrer großartigen rechtlichen Verteidigung. Das tritt uns besonders deutlich entgegen, wenn der Verfasser die deutsche koloniale Forderung auseinandersetzt.

Als Ergänzung zu diesem deutschen können wir auch ein Buch eines bekannten englischen Politikers anführen (Viscount Rothermere „Warnungen und Prophezeiungen". Scientia, Zürich 1939). Der bekannte Presselord, Bruder des britischen Propagandaministers im Weltkriege, Lord Northcliffe, erzählt uns, wie er von 1933 an, ja früher schon, seine Landsleute darauf hingewiesen hat, möglichst bald eine Verständigung mit Adolf Hitler zu suchen, indem sie die unbezweifelbaren deutschen Rechtsansprüche befriedigten. War England aber entschlossen, weiterhin am Versailler Vertrag festzuhalten und den deutschen Lebensraum zu beschneiden, so müsse es auch die Folgerungen ziehen und aufrüsten. So logisch dieser Gedanke auch sein möge, so hat Rothermere ihn doch durch maßlose Übertreibungen entwertet. So verlangte er bereits 1934 eine Mindestflugzeugproduktion in England von 2000 Maschinen. Im Juni dieses Jahres hat der englische Luftfahrtminister die Monatserzeugung für Mai erst mit 750 Maschinen angegeben, und das nach vierjähriger überstürzter Aufrüstung! So war nicht verwunderlich, daß die englischen Militärs den Presselord nicht ernst nahmen. Das hat auch seine politischen Ansichten entwertet. Es ist für den deutschen Leser sehr interessant, noch einmal zu sehen, welche Möglichkeiten sich vor wenigen Jahren geboten haben würden, wenn die Engländer auf Rothermere gehört hätten.

Gegen die Mächte der Einkreisung steht die Achse Berlin—Rom. In die italienische Einstellung führt das Buch des Chefredakteurs des „Giornale d'Italia", Virginio Gayda, „Italien und Frankreich. Ungelöste Probleme im Mittelmeerraum" (Junker und Dünnhaupt, Berlin 1939). Mit unerbittlicher Logik wird nachgewiesen, daß die französische Politik des ewigen Nein die Lösung der Mittelmeerfragen, die unabdingbar für Italien geworden ist, nicht verhindern kann. Wie sie gefunden werden soll, bleibt unerörtert. Es mag für viele wie eine Erleichterung wirken, sich in die Geschichte zu vertiefen, um zu ermessen, wie viele „unlösbare" Fragen durch das Geschick der Staatsmänner und Diplomaten friedlich gelöst worden sind. So mag auf das Buch eines italienischen Diplomaten in diesem Zusammenhang hingewiesen werden: Daniele Varè „Der lachende Diplomat" (Paul Zsolnay, Berlin-Wien-Leipzig 1938). Wir dürfen einen Blick hinter die Kulissen des großen Weltgeschehens tun, dorthin, wo die Diplomaten tätig sind, die sich dauernd schürzenden Knoten wieder aufzulösen. Daß wir dabei von einem Weltmanne dieses Formates, einem so geistreichen und trotz seiner Lebendigkeit ernsten und gewissenhaften Diplomaten geleitet und aufgeklärt werden, ist für den Leser eine doppelte Annehmlichkeit. Mehr in die Vergangenheit führt uns das Buch des früheren Staatssekretärs Richard von Kühlmann „Die Diplomaten" (Reimar Hobbing, Berlin 1939), das bis Metternich und Talleyrand zurückgreift, aber auch die Diplomaten des 20. Jahrhunderts behandelt. Ein Überblick über die diplomatische Laufbahn und die

Auslandsmissionen wird vielen Lesern, die sich mit Diplomatie beschäftigen, willkommen sein.

Zum Abschluß sei noch auf zwei Nachschlagewerke verwiesen, die nicht nur für den zünftigen Diplomaten, sondern auch für jeden unentbehrlich sind, der dem Laufe der politischen Ereignisse nicht nur folgen, sondern sich ein eigenes und auf eingehendem Studium der Unterlagen beruhendes Urteil bilden will: das „Jahrbuch für Auswärtige Politik", das von Professor Fritz Berber herausgegeben wird (5. Jahrgang, August Groß Verlag, Berlin 1939), und sodann noch das „Handbuch des Auswärtigen Dienstes" (Max Niemeyer, Halle 1939), das der Gesandte z. D. Erich Kraske auf Veranlassung des Auswärtigen Amtes bearbeitete.

Ernst Samhaber

ZENTRALE AUFTRAGSLENKUNG

Neuerdings wird nicht selten davon gesprochen, daß die deutsche Wirtschaft überbeschäftigt sei. Da es vor 1933 eine lange Periode der Unterbeschäftigung gegeben hat, die dann dank der Arbeitsbeschaffungsaktion innerhalb weniger Jahre der Vollbeschäftigung weichen mußte, so erscheint die Überbeschäftigung nun als dritte Möglichkeit und als gradlinige Fortsetzung der bisherigen Entwicklung. Diese Vorstellung ist jedoch nicht ganz zutreffend. Unterbeschäftigung gab es und gibt es in den meisten Ländern der Welt. Eine wirkliche Vollbeschäftigung ist dagegen in den letzten Jahrzehnten außerhalb Deutschlands kaum irgendwo erreicht worden, und eine Überbeschäftigung ist überhaupt nur innerhalb des deutschen Wirtschaftssystems möglich, so daß ihr Vorhandensein geradezu ein Zeichen dafür ist, wie stark sich die Organisation der deutschen Wirtschaft in den letzten Jahren verändert hat. Es handelt sich hier tatsächlich um eine neuartige Erscheinung. In einer nicht zentral gelenkten Wirtschaft ist nämlich schon die Annäherung an die Vollbeschäftigung in einzelnen wichtigen Industriezweigen mit außerordentlich starken Preis- und Lohnerhöhungen verbunden, die in verhältnismäßig kurzer Zeit einen Rückschlag herbeiführen müssen. Das haben die Vorgänge, die in England und in den Vereinigten Staaten anläßlich der Rüstungskonjunktur von 1936 und 1937 eintraten, wieder besonders deutlich gemacht. Deutschland aber besitzt ein fast lückenloses Preis- und Lohnüberwachungssystem, das prinzipiell nur bestimmte, kostenmäßig bedingte Preiserhöhungen und leistungsbedingte Lohnsteigerungen zuläßt. Mag die Preis- und Lohnüberwachung auch nicht auf allen Gebieten gleich wirksam sein, im großen und ganzen ist es doch sehr gut gelungen, eine allgemeine Preisbewegung zu verhindern. Dadurch aber ist es möglich geworden, an den Produktionsapparat Anforderungen zu stellen, die bei freier Lohn- und Preisbildung nicht erreichbar gewesen wären. Die erstaunliche Leistungsfähigkeit der deutschen Wirtschaft, die es gestattet hat, in verhältnismäßig kurzer Zeit die größten Investitionsprojekte wie die Aufrüstung, die Autobahnen und den Westwall durchzuführen, beruht zu einem großen Teil auf diesem Zusammenhang. Nachdem die aus der Krise stammenden Reserven an freien Arbeitskräften und stillgelegten Kapazitäten wieder in den Produktionsprozeß eingeschaltet waren und eine extensive Produktionssteigerung nicht mehr möglich war, wurde durch Rationalisierung und Intensivierung in volkswirtschaftlicher und privatwirtschaftlicher Hinsicht die Leistungsfähigkeit der Produktion weiter erhöht. Der Umstand, daß angesichts der umfangreichen und in kürzester Frist zu erledigenden Aufgaben die Nachfrage der Produktion immer ein Stück voraus war, hat also zweifellos unter den gegebenen Bedingungen als starker dynamischer Faktor gewirkt und eine Anspannung der Kräfte herbeigeführt, die früher unbekannt und vielleicht auch unvorstellbar war.

Vollbeschäftigung und Überbeschäftigung sind also offensichtlich keine ganz eindeutigen Begriffe. Unter dem Druck einer stei-

genden Nachfrage kann die Erzeugung, wenn Preiserhöhungen verhindert werden, auch dann noch sehr stark vermehrt werden, wenn unbeschäftigte Produktionsfaktoren nicht mehr vorhanden sind. Das ist die produktive Seite der „Überbeschäftigung“, wenn man darunter einen Beschäftigungsstand versteht, der noch intensiver ist als die Vollbeschäftigung. Freilich gibt es auch Gegentendenzen, die geeignet sind, dem Rationalisierungserfolg entgegenzuwirken. Von einem bestimmten Punkte ab kann die Überbeanspruchung der Leistungskraft zu Schädigungen der Substanz führen. Dazu kommt, daß die ständig wachsende Nachfrage die Lieferfristen verlängert, die Betriebe schwerfälliger und unbeweglicher macht und in der Frage der gerechten Auftragsverteilung nach der politischen und wirtschaftlichen Dringlichkeit schließlich ein ganz neues Problem entstehen läßt. An diese Erscheinungen wird gedacht, wenn heute die Beseitigung oder mindestens Einschränkung der Überbeschäftigung durch eine zentrale Auftragslenkung von den maßgebenden Stellen in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit gerückt wird. Eine zentrale Auftragslenkung ist nämlich bisher nicht vorhanden. Die Lenkung der Produktionsfaktoren erfolgt im wesentlichen nur bei den Rohstoffen, die aus devisenpolitischen Gründen schon 1934 großenteils kontingentiert worden sind, und bei den Arbeitskräften. Bei einer Reihe von Rohstoffen ist dann allerdings die Kontingentierung in der Weise mit der Auftragserteilung verknüpft worden, daß dem Auftraggeber selbst ein Kontingent eingeräumt wurde, aus dem er dem Auftragnehmer bei Erteilung des Auftrages Rohstoffe zur Verfügung stellt. Dieses Verfahren funktioniert aber aus verschiedenen Gründen noch nicht befriedigend. Die Auftragserteilung erfolgt an sich unabhängig von dem Vorhandensein oder Nichtvorhandensein der erforderlichen Rohstoffe, und viele Unternehmer sind schwach genug, Aufträge anzunehmen, deren Erfüllung sie im Grunde nicht garantieren können. Es tritt also eine Verlängerung der Lieferfristen ein, und die Konkurrenz der Auftraggeber untereinander wird nicht unterbunden. Allerdings kann sich der Wettbewerb der Auftraggeber preismäßig nur wenig auswirken, weil eine straffe Preisaufsicht vorhanden ist. Nicht die gebotenen Preise, sondern die Größe der Aufträge und andere Gesichtspunkte geben daher in dieser Konkurrenz den Ausschlag. Jedenfalls führt der Kampf um die Kapazitäten zu Unzuträglichkeiten der verschiedensten Art. Wenn der Preis als Steuerungsmittel nicht vorhanden ist und nicht angewendet werden kann, so kann die Lenkung der Aufträge, die für die Gesamtrichtung des Produktionsprozesses, für das Verhältnis zwischen der Erzeugung von Konsumgütern und Produktionsmitteln, von Exportwaren und Waren für den Binnenmarkt entscheidend ist, nicht den Zufälligkeiten der einzelnen Auftragsbeziehung überlassen bleiben, sondern muß von einer Stelle aus erfolgen, die alle volkswirtschaftlichen Notwendigkeiten überblickt, die in der Lage ist, eine allgemeine Dringlichkeitsskala aufzustellen und auch die Durchführung der großen Projekte aufeinander abzustimmen. In welcher Weise die zentrale Auftragslenkung verwirklicht wird, läßt sich heute noch nicht sagen. Es gibt dafür eine Reihe verschiedener Möglichkeiten. Einen erheblichen Fortschritt bedeutet schon die Vereinheitlichung der Kontingentsverteilungsstellen, die der Generalbevollmächtigte für die Bauwirtschaft in seinem Bereich durchgeführt hat. Jedenfalls hat die Auftragslenkung nicht den Zweck, die auf eine weitere Steigerung der Produktion gerichteten Anstrengungen zu unterbinden. Es soll nur die Übernachfrage beseitigt werden, die auch unter Anspannung aller Kräfte gar nicht wirklich befriedigt werden kann und die daher für den Produktionsprozeß einen hemmenden Ballast bedeutet. Außerdem soll gerade die Auftragslenkung dafür sorgen, daß die für eine Kapazitätserweiterung erforderlichen Produktionsmittel wirklich zur Verfügung stehen.

dms.

SPANISCHE MALEREI

ZUR AUSSTELLUNG DES PRADO IN GENF

Ironie der Geschichte: Der Prado in Madrid, der vor einigen Jahren die Verfügung getroffen hatte, unter keinen Umständen Werke aus seinem Besitz für andere Ausstellungen herzugeben, ging geschlossen ins Exil. 1937 wurde das Museum geräumt, und im Februar dieses Jahres gelangten die Kunstschätze nach Genf. Der Gesandte Francos in Bern übernahm ihren Schutz und der Caudillo gab bald darauf die Genehmigung, 200 Meisterwerke aus dieser einzigartigen Schatzkammer europäischer Malerei für eine Ausstellung auszuwählen.

Die Repräsentation des Prado im Genfer Museum für Kunst und Geschichte gleicht einem Familientag abendländischer Malerei, wie er erlauchter und großartiger nicht gedacht werden kann. Die Klarheit Raffaels, die Gewalt Tizians, die rauschende Lyrik des Rubens, die erdgebundene Metaphysik Brueghels, der zierlich-spröde Individualismus des jungen Dürer, Grecos Inbrunst und Ekstase, die fast magische Klarheit des Velasquez, die Verschiedenartigkeit und Fülle Goyas — der Beitrag jedes einzelnen prägt sich unverwechselbar heraus. Aber trotz der verschiedenen Handschrift läßt sich die Entwicklung des Stiles innerhalb der europäischen Malerei als eine einheitliche fassen. Ein gegenseitiges Nehmen und Geben und Austauschen charakterisiert diese Epoche der Malerei, die Heinse einmal den eigentlichen Ruhm Europas nennt.

Doch innerhalb dieser Einheit heben sich deutlich nationale Typen heraus und nationale Charaktere. Es gibt bestimmte Arten von italienischer, deutscher, niederländischer Vorstellungsweise, die sich durch die Jahrhunderte hin gleichbleiben. Wie steht es hier mit der spanischen Malerei? Entwickelt sie nur nationalspanische Züge, wie manche Historiker glauben, oder gelangt sie zu einer nationalen Kunst im strengen Sinne?

Spanien hat im Künstlerischen wie im Denken eine Sonderentwicklung durchgemacht. Die zentrale Idee der spanischen Habsburger, die Religionseinheit — ein Ziel, das selbst innerhalb der Christenheit unerreichbar blieb — hatte aus Staat und Kirche nicht nur eine untrennbare Einheit gebildet, sondern der Staat selber war Kirche geworden. Die Ideen der Renaissance drangen nicht nach Spanien. Zwischen Mittelalter und „Neuzeit" entstand kein Bruch. Die Gotik ging unmittelbar in den Barock über. Die Inquisition verschloß sich der „Aufklärung" des Nordens.

Ist es für Italien das 16. Jahrhundert, das am meisten Neues und nur diesem Lande Eigenes hervorbringt, so erreicht Spanien sein *siglo de oro*, sein goldenes Jahrhundert, im 17., als die Macht des Weltreiches schon mitten im Verfall begriffen ist. Es ist die Zeit, in der der Fremdling El Greco, der Grieche, zum leidenschaftlichsten Verkünder und Bekenner des spanischen Geistes wird; in der Velasquez die Malerei auf den Gipfel führt; in der Zurbaran, Ribera und Murillo ihre volkstümliche Kunst schaffen. Es ist auch die Zeit Lope de Vegas, Calderons und des Cervantes.

Greco ist von Venedig nach Toledo gekommen, aus der Farbenpracht Tizians, und es zeugt für die Kraft spanischen Geistes, daß der Fremde in einen vollkommenen Spanier verwandelt wird. Seine religiösen Bilder ergänzen die Traktate der heiligen Therese, aber auch die Exerzitien des Loyola. Man kann diese Malerei aber weder vom Historischen noch vom Formalen und am wenigsten vom Ästhetischen her erschließen, sondern allein vom Sakralen.

In den Porträts Grecos erscheint der spanische Mensch. Ernst und Gelassenheit, der spanische *sosiego*, ist die Grundhaltung. Und der Ernst kann sich bis zur Unerbittlichkeit und die Strenge bis zur Starrheit steigern. Schwarz, die heilige Farbe, ist die Grundfarbe dieser Bildnisse, aus denen nur das Weiß der Halskrausen und Spitzenmanschetten neben dem Fleischton der Gesichter sich heraushebt. Kein Pathos der Gebärde im italienischen Sinne, eine feierliche, fast totenhafte Stille geht von ihnen

aus. Sie verschweigen mehr, als sie aussagen. Der Mund spricht nicht, er ist verschlossen. Und fast alle Köpfe ähneln sich auf seltsame Weise. Das rührt vielleicht daher, daß Greco den Menschen von einer Warte aus gesehen hat, von der aus alle sich mehr oder minder gleichen: von der des Todes. Grecos Porträts ziehen auf eine magische Weise an, aber sie bleiben undurchdringlich. Sie bewahren ihr Geheimnis.

Von Greco zu Velasquez — ein größerer Sprung ist kaum denkbar. Velasquez steht fest auf dem Boden der Wirklichkeit. Er zieht die gegebene Realität in die Grenzen der Malerei und schafft damit das Fundament für das 19. Jahrhundert. Er ist zweimal nach Italien gegangen, auch mit Poussin in Rom in Fühlung getreten, aber Italien hat ihn, abgesehen von Tintoretto, kaum beeinflußt. Seine Kunst ist gegen die Schönheitsbegriffe der Renaissance gerichtet. Er malt auch das Häßliche; Hofnarren, Zwerge, Klumpfüße. Er macht in seinen Meisterwerken ein Stück Wirklichkeit durchsichtig, durchleuchtet es mit dem Zauber des Lichts und den Wundern der Farbe. Die Sprache der reinen, „malerischen" Malerei, das Reich des Lichtes und der Farbenfreiheit — wo sind sie großartiger gestaltet als in den „Meninas", den Hoffräulein, oder in den „Teppichwirkerinnen"?

Man hat diesem unerbittlichen „Realisten" Mangel an Phantasie vorgeworfen. Seine Phantasie steckt aber im vollkommenen Handwerk, im Reichtum der Töne wie in der zwingenden Raumgewalt. Velasquez — das ist neben Goya der größte Beitrag Spaniens zur Malerei Europas und zugleich höchste Erfüllung spanischen Geistes und Lebensgefühles selber.

Der letzte im Dreigestirn spanischer Malerei ist Goya, dessen Lebensdaten fast genau denen Goethes gleichen. Bei ihm kommen beide Seiten spanischen Geistes zum Ausdruck: ein naiver, unbändiger Wirklichkeitssinn, der alles in sich einsaugt, und ein Drang zum Irrationalen und Phantastischen, zum Grotesken und Dämonischen. Und beide gehen selbstverständlich ineinander über.

„Spanien hat", sagt Karl Voßler, „weder im Guten noch im Bösen die revolutionäre Über- und Unterschätzung der Natur mitgemacht. Seine führenden Dichter und Denker haben zwischen der gottgewollten, historisch gewordenen spanischen Welt und dem natürlichen Weltall keinen grundsätzlichen Widerspruch anerkannt. Das Wesentliche bleibt, daß die Natur als ein Teil und Glied jener Wirklichkeit, wie der Glaube und die Phantasie des Spaniers sie erfassen, zu gelten hat und keinen besonderen Wert, keine Selbständigkeit erhält, keine zweite Wirklichkeit wird; theologisch ausgedrückt: daß Gott durch die Natur weder entthront noch ersetzt noch verdoppelt wird; philosophisch gesehen, daß das Metaphysische nicht durch das Physische in Frage gestellt wird." Damit ist auch die Grundhaltung Goyas und sein Verhältnis zur Welt ausgedrückt.

Der spanische „Realismus" ist ein eigenes Gewächs. Er steht zum italienischen Realismus in einem meist ablehnenden Verhältnis und unterscheidet sich auch von dem niederländischen der Terborch, Metsu und Ostade. Der spanische Realismus schlägt, wie Goyas Malerei und Graphik offenbaren, eben weil er ursprünglich ist — wie übrigens auch der russische bei Gogol — wie eine Flamme ins Phantastische hinauf. Das Wirkliche und das Phantastische bilden aber keinen Gegensatz, sondern die natürliche Ergänzung zueinander.

Offenheit für das Abenteuer, düstere und auch heitere, gelassene und auch trotzige Bereitwilligkeit zu allem, zu Himmel und Hölle, zu Glück und Tod: das sind die geistigen Triebkräfte, die das Verhältnis zur Wirklichkeit bestimmen. Und diese Kräfte kommen bei Goya aus den Tiefen des Volkstums. Sie tragen nicht nur spanische Züge, sondern sind wesentlich und notwendig Ausdruck der spanischen Seele wie der Rasse.

Französische Kunst hat ihren Grundzug in dem Instinkt für Klarheit und Ordnung, in ihrer vernünftigen Beseeltheit; deutsche Kunst erschließt sich vom Gefühl und von der Tiefe her; das Grundwesen spanischer Kunst läßt sich schwerer auf eine Formel bringen. Sie wird von zwei Grundströmungen bestimmt, deren eine nach der Gestaltung der sichtbaren Welt drängt, während die andere stärker im Irrationalen

wurzelt. Sancho Pansa und Don Quichotte — zwischen diesen Symholen spanischen Wesens verläuft auch die Malerei.

Häufig wird spanische Kunst noch von einem Standpunkt hetrachtet, der ihr nicht gerecht wird oder sie verfälscht. Vielleicht hat die Ausstellung in Genf einige dieser Vorurteile heseitigt. Zum mindesten hat sie die Gelegenheit dazu geschaffen.

Fritz Nemitz

GEIST DER NATIONEN

BÜCHER DER ÜBERSCHAU[1]

Jede größere kunstgeschichtliche Üherschau macht uns hekannt mit langen Reihen immer neuer Erscheinungen, deren jeweilige Besonderheit ganz offenkundig sehr eng verknüpft ist nicht nur mit der persönlichen Eigenart ihrer Schöpfer, sondern auch mit ihrem in Schulzusammenhang, Zeit, Ort, Glauhe, sozialer Ordnung und Volkstum gegehenen Umraum, so daß die Merkmale dieses Umraums viele wichtige Aufschlüsse liefern können, wenn man an die Wesensergründung des einzelnen Kunstwerks herangeht. Jene vielartigen Merkmale sind nun örtlich je an sich mehr oder minder konstant, sonst wären sie für uns ja geistig kaum zu fassen, aher als Wirkungszusammenhang genommen finden wir sie von Jahrzehnt zu Jahrzehnt selhst örtlich immer neu gruppiert und in anderen Kräfteverhältnissen verknüpft. Weil aher die Dinge so liegen, ist es höchst erregend, wenn wir nun hei jedem Versuch der Üherschau auch immer wieder hestätigt sehen, daß es in der Kunstgeschichte nehenhei etwas wie eine Wiederkehr des Gleichen giht, und zwar eines weltweit und üherzeitlich Gleichen. Die Periodizität, der Karl Scheffler in seinen „Deutschen Baumeistern" nachspürt, ist, wie wir hemerkten, politisch-sozialer Natur, wenn sie sich auch formgeschichtlich auswirkt, um eine fürs erste durchaus formgeschichtliche Periodizität aher handelt es sich zum Beispiel hei dem Kommen und Gehen griechischer und gotischer Formensprache in dem gleichfalls von Scheffler erwogenen allgemeinsten Sinne. Seit es Heinrich Wölfflin gelang, die gesamten charakteristischen Formmerkmale der Renaissance und des Barocks je auf einen anschaulichen Nenner zu hringen, und seit er selhst im Anschluß an Jacoh Burckhardt und Dehio für die Annahme einer Periodizität eintrat, nimmt niemand mehr Anstand, den Pergamonaltar als griechischen Barock anzusprechen oder, wie zum Beispiel Karl Scheffler, zu versichern, daß es Klassizismus auch am Ende der ägyptischen und am Ende der griechischen Kunst gah. Weiterhin sieht man die Bauten der späteren römischen Kaiser heute stets als Barockerscheinungen an, und ehenso hestimmte Werke der ostasiatischen Kunst. Andere Werke des Fernen Ostens, gewisse Miniaturen der Ottonischen Zeit und hestimmte gotische Faltenspiele sind sogar des Jugendstils verdächtig. Damit sind uns nun die „Stile" zu urgegehenen ganzheitlichen Möglichkeiten formaler Einheit geworden, die sich vielahgewandelt, aher doch unverkennhar immer wieder herausspielen, und zwar, soweit es sich um den Typus von Renaissance, Barock und Klassizismus handelt, sehr wahrscheinlich je in einer nicht umkehrharen Ahfolge. Sie hahen einerseits im Hintergrund formale Urgegehenheiten wie zum Beispiel die Linie mit dem ihr zugehörigen Skelett, die Fläche und den Körper sowie die Scheidung zwischen fließendem und schroffem Richtungswechsel, Erscheinungen, zwischen denen gleichfalls von urher schroffste Ganzheitsschwellen liegen, andererseits aher Uratschlüsse des Ausdrucks und der Lehensform, so daß ihre Ergründung letzten Endes eine physiognomisch-psychologische Aufgahe ist. Ehe man aber an diese Aufgahe herangehen oder gar die im Einzelkunstwerk aufgegehenen noch viel umfassenderen Klärungen unternehmen konnte, mußten zunächst die Stilphänomene selhst rein formgeschichtlich und deskriptiv herausge-

[1] In den vorhergehenden Rezensionen (Juli- und Augustheft) wurden behandelt: Fritz Schumacher „Der Geist der Baukunst". — Ernst Mössel „Vom Geheimnis der Form und der Urform des Seins". — Karl Scheffler „Deutsche Baumeister."

schält sein, denn die Formbefunde selber sind eben das einzig ganz verlässig Greifbare. Man darf nun behaupten, daß in diesem Bereich der Wunsch Jacob Burckhardts, „die lebendigen Gesetze der Form auf möglichst klare Formeln zu bringen", heute dank Heinrich Wölfflin erfüllt ist. Er hat aber sein spezielles Problem derart kristallisch glanzvoll geklärt, daß man soeben anfängt, von daher gleichsam eine gewisse Verdunkelung der natürlichen Gewichtsverhältnisse im Gesamtproblem der Kunst zu befürchten. Offensichtlich verlangen ja jetzt auch die anderen Wirkungsmächte, die wir eingangs anführten, eine entsprechende systematische Bearbeitung, und dies aus einem mehrfachen Grund, nämlich erstens, weil das tiefere Wesen und die rätselhafte Wiederkehr der Formstile selber nur aus allgemeineren Einsichten begriffen werden kann, weil zweitens die Zugehörigkeit zu einem bestimmten derartigen Stil, wie überhaupt zu einem bestimmten Formtypus sich stets als fast ganz belanglos erweist, da wo einmal das eigenste künstlerische Wertgeheimnis einer Gestaltung erörtert wird, und drittens, weil eben erst von jenen anderweitigen Wirkungskräften her wirklicher Aufschluß über dieses Wertgeheimnis und die sonstige Eigenart des einmaligen Kunstwerks zu erwarten ist.

Die hier umrissene Lage wird sehr deutlich in einem Satz Wilhelm Pinders aus seiner „Kunst der ersten Bürgerzeit bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts". Er lautet: „Beides jedoch, die Flucht vor dem Naturalismus wie die Gewinnung malerisch flächenhaften Sehens, beide unbewußte Handlungen sind zunächst wenigstens Formengeschichte, nur Formengeschichte. Wir können aber weiter kommen. Das Letzte und Tragende, das wir geschichtlich noch erfassen können, ist die Weltanschauung, die in aller Anschauung der Welt sich äußert, in jener der bildenden Kunst zwar unsprachlich, doch durchaus vernehmlich und dem Geschulten lesbar." Noch deutlicher sagt A. E. Brinckmann in dem Buch, das den Anlaß unserer Darlegungen bildet („Geist der Nationen". Hoffmann und Campe, Hamburg 1938): „Die Kunst ist kein abgelöster optischer Prozeß, so vornehm und künstlerisch solche Ideen auch von Heinrich Wölfflin dargestellt sind." Offenkundig liegt hier also ein Zukunftsprogramm vor, es kam schon in Worringers Kapitelüberschrift „Kunstwissenschaft als Menschheitspsychologie" 1911 in Sicht, und Heinrich Wölfflin hat ihm in der erschöpfenden Ründe seiner Aussagen längst vorgearbeitet, sogar die „Rasse" wird von ihm schon 1915 als Stilfaktor erwähnt! Möglicherweise wäre er heute auch der erste, der dieses Programm unterschriebe, nachdem einmal die Gewißheit besteht, daß es von bewährten Gelehrten getragen wird.

Die Kunsterklärung jenseits der exakten hart formgeschichtlichen Methoden wurde bis jetzt von den reinen Wissenschaftlern nur mehr mit gemischten Gefühlen riskiert, sie deuteten, wo es zu deuten galt, möglichst nur vorsichtig an, weil es Ehrensache war, nicht zu „schwimmen". In den Werken Wilhelm Pinders und vor allem etwa in A.E.Brinckmanns „Geist der Nationen" läuft nun aber im Entscheidenden alles immer wieder auf höchst verantwortliche, wesentlich physiognomisch gewonnene Aussagen hinaus. Bei dem Rang dieser schon jetzt nicht mehr vereinzelten Gelehrten heißt dies, daß die Kunstwissenschaft heute auf Gedeih und Verderb ansetzt, ihr undurchdringlichstes und zugleich wichtigstes Aufgabengebiet zu erschließen; Brinckmann nimmt schon sehr folgerichtig einen Problemausschnitt in Angriff. Der Versuch, gewissermaßen „hinter die Kunst" zu kommen, hat nun im Bereich der sichtbaren Gestaltungen weit bessere Aussichten als bei Dichtung und Musik, und es ist klar, daß schon dies verpflichtet.

Die sichtbare Form ist fortgesetzt da und jederzeit auf der Stelle mühelos überschaubar. Mit seinem sekundenschnellen Blick kann ein geübter Betrachter hundert handliche Bilder oder Geräte sehr gründlich durchbeurteilen, ehe der Leser eines Romans oder einer Partitur auch nur die ersten zehn Seiten hinter sich hat. Selbst große architektonische Einheiten, die, wie Fritz Schumacher so anschaulich darlegt, erst im wirklichen Nacheinander der Eindrücke richtig zu schwingen beginnen, lernen wir bald überblicken, und zur Stütze der Erinnerung kann man ihre wichtigsten An-

sichten in Wiedergaben sofort wie bare Münze auf den Tisch zählen. Dank dem Lichtbild und dem Bilddruck ist die ohnehin leicht zugängliche sichtbare Form allgemein in einem geradezu unglaublichen Maß sofort greifbar geworden, Buchdruck und Schallplatte kommen dagegen längst nicht auf. Mehr und mehr wird der gesamte Formenschatz der Welt auf jene freilich nicht völlig stichhaltige, aber doch höchst brauchbare Art flüssig gemacht. Zudem stehen dem Erfassen der sichtbaren Form nicht in dem Maß wie etwa der Dichtung Sprachgrenzen usw. im Wege. Mögen auch Trübungen unvermeidlich sein, sie spricht zu uns über ungeheure Zeiten und Räume hinweg höchst lebendig. Weshalb ausgerechnet Phidias und Michelangelo ausgerechnet von Perikles bzw. Julius II. beschäftigt wurden, ist uns sonnenklar. Ihr Rang forderte diesen Wahlentscheid, den noch unser heutiges Urteil als den richtigen bestätigt! Die kaum mehr begrenzte Verfügbarkeit der Bestände erlaubt nun dem Gelehrten, alles, worin er irgendwie Gemeinsamkeit, echten Gegensatz oder Entwicklung verspürt, alsbald in Vergleichsnähe zu rücken. Wie schwerfällig ist ein entsprechendes Material von Gedichten oder gar Romanen! Es besteht bei Bildsammlungen die Möglichkeit, nach den Gesichtspunkten, die aus dem Bestand heraus sich aufdrängen, gezielte Reihen zu bilden, und solche Reihen weisen nicht etwa nur rein formale Dinge auf, sondern sie machen auch ganz bestimmte Werte, Wesensbesonderheiten und Gehalte in der Form dingfest. Man muß sich hier wieder daran erinnern, daß die Form, obwohl sie sich, wie wir sahen, stets über einfachen konstitutiven Grundlagen aufbaut — auch dies übrigens ein Aspekt der ewigen Wiederkehr! — in unglaublichem Maße abwandlungsfähig und damit aussagekräftig ist. Spürsam zusammengeholte Reihen können deshalb sonst kaum mehr faßbare Besonderheiten gleichsam als einen sich verdichtenden Verdacht aufweisen, und sie wirken hierbei nicht nur auf unser feststellendes Auge, sondern mit ihrem dank der mehrfachen Wiederkehr gesteigerten Ausdruck tief in unseren Wesensgrund hinein: Der gemeinte Wert oder Gehalt wird uns alsbald eine erregende innere Wirklichkeit.

Da das Material an Dokumenten riesenhaft, aber doch zugleich nicht uferlos ist, liegt in dem hier Aufgezeigten nun zweifellos die Möglichkeit verbürgt, allmählich in streng wissenschaftlichem Nachweis eine von großen Anschauungen getragene, umfassend begründete Physiognomik der bildenden Kunst zu schaffen, die sich auch weit über diese hinaus als höchst fruchtbar erweisen müßte. Als Unterlage für eine solche Arbeit, die nur das Werk von Generationen sein kann, kämen nicht nur die Bildbestände selbst in Betracht, sondern auch die ganze Aussagenfülle, wie sie uns in den kunstgeschichtlichen Hauptwerken, in Einzelanalysen, Kritiken usw. vorliegt. Dieses Material regt nach vielen Seiten hin an und sichert weithin die Vollständigkeit der Gesichtspunkte. Man sieht sofort ein, welch fruchtbare Aufgaben hier etwa für Arbeitsgemeinschaften zu finden wären. Der ganze Versuch hat freilich eine Voraussetzung, nämlich den Glauben, daß hinter allen von uns als positiv empfundenen künstlerischen Äußerungen ein sinnvolles und folgerichtiges Gesamtsystem steht, und er ist beeinträchtigt durch die eine große Hinderung, daß die riesigen für die Beweiskette nötigen Bildfolgen in Büchern nur schwer voll wiedergegeben werden können. A. E. Brinckmann hat zum „Geist der Nationen“ selbst über tausend Aufnahmen gemacht, aber der Verleger konnte ihm so gut wie Schumacher, Mössel und Scheffler natürlich nur eine begrenzte Zahl von Bildbeigaben einräumen. Zieht man in Betracht, daß A. E. Brinckmann sich tatsächlich mit Hunderttausenden von Kunstdingen auseinandergesetzt hat, ehe er seine Aussagen im „Geist der Nationen“ wagte, so versteht man, daß sein neues Buch nichts anderes sein kann als ein kühner Ideenentwurf, der in unzähligen, sorgfältig verarbeiteten Eindrücken begründet ist, und jedes ähnliche Buch wird vorderhand von dieser Art sein müssen. Jedesmal wird es hier gelten, das, was schließlich im Bewußtsein als völlig sicher dominierte, auf jeden Fall festzuhalten und herauszustellen, bis endlich auf Grund immer neuer Ermittlungen weithin der feste Boden gewonnen ist.

Seinem Titel nach scheint „Der Geist der Nationen“ eigentlich gar kein Kunstbuch,

sondern eine Tiefenanalyse nationaler Wesenseinheiten auf Grund ihrer künstlerischen Äußerungen. Hat man aber das Buch gelesen, so wird man überzeugt sein, daß die Gewichtsverhältnisse uns das Recht geben, es wirklich aufzufassen als einen kunstphysiognomischen Vorstoß, welcher vor allem der nationalen Komponente im Kunstwerk gilt, dabei aber natürlich auch letzte Wesensgeheimnisse der einzelnen Nationen zum Greifen deutlich freilegt. Diese unsere Auffassung würde selbst dann begründet sein, wenn die erste Deutung doch die authentische wäre, weil das geistige Ringen mit dem Kunstgut ein so gewaltiges ist, daß es uns wie den Autor fast ganz beansprucht. Mit gutem Grund hat A. E. Brinckmann seinen Problemausschnitt deshalb noch mehr begrenzt, als es der Buchtitel sagt, er beschränkt sich auf Europa, ja auf italienisches, französisches und deutsches Kunsterbe, und somit auf das Abendland bis zum Ostrand Deutschlands. Er begründet dies allgemein damit, daß die Kunstentwicklung dieses Bereichs nach Gesamtumfang und Fülle einzigartig ist und daß sie kein Ablauf ist wie anderswo, sondern ein dauernder Prozeß, der durch die vielfältigen in und zwischen den Völkern bestehenden Polaritäten im Gang gehalten wird. Als geistige Polaritäten solcher Art führt A. E. Brinckmann Gegenständlichkeit—Abstraktion, Sensualismus—Imagination und Naturalismus—Idealismus an, als materielle die Gruppen Öffentlich—Privat, Heilig—Profan, Repräsentativ—Intim und Zwecklos—Zweckvoll. Die Erklärung für ihre andauernd wirkende Allgegenwart auf abendländischem Boden findet er im rassenmäßigen Aufbau dieses Gebiets.

Die Römer bringen Mittelmeerkultur weit nach Norden, vor allem in die einst keltischen Länderstriche; Germanenstämme hinterlassen ihre Substanz in West- und Südeuropa, Slawen wirken in den deutschen Osten hinein, spät im 17. Jahrhundert wird durch Einstrom dinarisch-ostischer Rasse der süddeutsche Charakter verändert, das spezifisch Bayrische scheidet sich vom Fränkischen. Ausnehmende künstlerische Fruchtbarkeit zeigen dann immer die Gebiete lebhafter Durchdringung, so Norditalien, die östliche Hälfte Frankreichs, der deutsche Westen und Süden bis Wien. Wo Germanen nie seßhaft waren, bleiben die Romanen unfruchtbar, wo der nordischen Zone eine römische Unterlage fehlte, blieb sie nicht auf die Dauer produktiv, daß Abkapselung tötet, beweist Skandinavien. Nicht zu vergessen ist, daß große Augenblicke der Blüte auch lokal durch Wirtschaftserfolg oder politisch-dynastischen Willen verursacht sein können; Beispiele sind Hildesheim, Dresden und Rom. „Nationenkerne mit agglomerativen Kräften", durch die das Gesamtgebiet aufgegliedert wird, werden übrigens von der Kunstwissenschaft auf den Zeitpunkt als vorhanden gebucht, wo erstmals ein künftig bleibendes charakteristisches Formgepräge als „französisch", „deutsch" usw. auftritt. In Frankreich vollzieht sich diese künstlerische Besonderung zwischen 1140 und 1200, in Deutschland zwischen 1100 und 1250, in Italien aus antiken Hintergründen bis 1300.

Nachdem er diese allgemeinen Anhalte klargestellt hat, verfolgt A. E. Brinckmann „die Entfaltung der Form in der romanischen Skulptur Frankreichs und Deutschlands, im Naturalismus Italiens und Burgunds vom 14. auf das 15. Jahrhundert, im Formalismus und in den architektonischen Raumbildungen französischer, italienischer, deutscher Kunst des ausgehenden 15. Jahrhunderts, im werdenden Barock Deutschlands und Italiens wie in der Klassik Frankreichs, schließlich im Rokoko Deutschlands mit Ausblicken auf Italien und Frankreich." Was hier ermittelt wird, sehen wir dann im zweiten systematischen Hauptteil vollends in klaren Begriffen dem Haben der einzelnen Nationen gutgeschrieben.

Nach Anfangskapiteln, die eine ungeheure Fülle allgemeiner Gesichtspunkte zur Sprache bringen, setzt der erste Teil mit der schlechthin grandiosen Schilderung der frühen französischen Monumentalplastik glanzvoll ein; wir vernehmen hier vorneweg schon jenes „*Sursum corda*", das späterhin letzten Endes der deutschen Kunst als Vorrecht zuerkannt wird. Diese erste Darbietung hat nämlich im Grund den Zweck einer Ausgrenzung. Das wunderbare Phänomen der frühen französischen Plastik vollzieht sich in dem ein Jahrhundert lang westgotisch und dann fränkisch besiedelten Ge-

biet des Languedoc und in den Gegenden südlich und östlich von Dijon, dem einstigen Burgundersitz. Moissac dort, Vézelay und Autun hier sind die Namen. Das burgundische Cluny, dessen Mönche schon Ende des 11. Jahrhunderts den französischen Geist umschrieben, wird von dem ganz anderen in Vézelay und Autun noch einmal verdunkelt, denn hier „glüht eine vom National-Französischen deutlich unterscheidbare Vision, um wenigstens einige Tropfen ihres besonderen Blutes später dem ganzen Frankreich geben zu dürfen". Der Ausgrenzung verfallen auch die Kunst der Auvergne mit ihrem Ureinwohnergepräge, die „schon bei der Geburt altersmüde" Schule der Provence und endlich die keltisch-germanisch-orientalisch bestimmte Schule der Saintonge und des Poitou. Es bleibt Cluny und die Isle de France mit St. Denis und Chartres, wo zum erstenmal die französische „Konstante" in Erscheinung tritt. Sie heißt „Vernünftigkeit" *(rationalité)*, ihr italienisches Gegenstück „Sinnlichkeit" *(sensibilité)*, ihr deutsches „Vergeistigung" *(spiritualité)* — auch bei Fritz Schumacher war, wie man überrascht feststellt, Vergeistigung das letzte Wort! Im „Geist der Nationen" findet man diese Konstanten erstmals zu Beginn des zweiten Teils durch ein Übersichtsschema namhaft gemacht, aber man entnimmt sie im Grund schon den ersten Fingerzeigen, und dies ist gut, weil — als lang verheimlichte, mühsam ausgemittelte Quintessenz erst ganz zum Schluß vorgebracht — solche bloßen Kennwörter leicht als Binsenwahrheiten empfunden werden. Da man die „Deckmarken" aber beizeiten hat, kann man nun mit immer neuer Überraschung beobachten, welche Fülle von Erscheinungen sie überdachen, und wie sie in den verschiedensten Auswirkungen immer wieder gleichsam als Leitfossilien gegenwärtig sind. Sehr häufig ist es so, daß sie einen letzten ungelösten Rest in einem gehaltlich für uns sonst ganz durchsichtigen Bestand jählings überzeugend aufklären. Wir empfinden dann diese feinsten Zutaten des nationalen Genius als Wirkstoffe, welche durch eine mächtige umstimmende Kraft Allerweltsgut zu etwas Höchstbesonderem verwandeln.

Um die nationalen Konstanten zu ermitteln, richtet A. E. Brinckmann an die nationalen Kunstcharaktere im Grunde nur einige wenige Gewissensfragen. Sie lauten: Wie hast du es mit den dinglichen Einzelgebilden und mit der natürlichen Landschaft? Wie packst du das Formproblem der Bauplastik an? Was machst du aus dem Baukörper und dem umbauten Raum? Was mit der Farbe? Was mit dem Menschen als einer sinnenhaften, seelischen und geistigen Wirklichkeit? Zur Sicherung der Ergebnisse wird dann auch jeweils noch die nationale Philosophie befragt. Ehe nun auf die Bescheide eingegangen wird, scheint uns noch eine Zwischenbemerkung geboten. Die Fragenwahl hat den großen Vorzug, aus sich heraus zu verbürgen, daß die Untersuchung sowohl die Kunst der obersten wie auch der bürgerlichen Ebene in Betracht zieht. Eine künftige Kunstphysiognomik wird in der Tat sogar mit dem Vorhandensein von mindestens drei Ebenen des geistigen Rangs rechnen müssen, also auch noch mit der urtümlichen, wobei nicht vergessen werden darf, daß gewisse geniale Leistungen wieder urtümlich sind. Gerade wo Gesamtleistungen verglichen werden, ist Sorgfalt in diesem Punkte höchst wichtig. Vergleicht man zum Beispiel die italienische und die deutsche Baukunst der Renaissance, so muß man, wie sich schon aus früher Gesagtem ergibt, unbedingt zu dem Schluß kommen, daß Italien kühler, abstrakter, planvoller und somit im landläufigen Sinn geistiger ist, Deutschland aber sinnlich wärmer, intimer und zwangloser. Ohne es zu bemerken, hat man Erscheinungen verglichen, die in der Hauptsache zwei verschiedenen Ebenen angehören, was unbedingt ein schiefes Bild ergeben muß. In Italien nimmt mehr oder minder alles die Wendung in den großen Stil, die formale Haltung der Oberschicht überwiegt, was in dem breiter bürgerlichen Deutschland nicht der Fall ist. A. Dürers: „Hier (in Venedig) bin ich ein gentiluomo" spricht Bände! Der Erfahrene weiß jeweils sofort, welches Spiel gespielt wird, er stellt sich automatisch um und verschiebt seine Maßstäbe, so daß er hernach sachgerecht vergleichen kann. Dem harmloseren Gemüt ist dies nicht ohne weiteres gegeben, und so wird zum Beispiel auch mancher Schwierigkeiten haben, einzu-

sehen, daß ausgerechnet Sinnlichkeit die italienische Dominante sei. Ihm wird sich zunächst immer die höhere Idealität der italienischen Kunst aufdrängen, und er wird sich über sie nicht wundern, weil er ja auf altklassischem Boden steht. Idealität wirkt aber auf uns immer so, als sei hier das Gesetz mit letzter Sorgfalt erfüllt und damit eine ausgesprochen geistige Leistung vollbracht. Daß hierbei zugleich auch etwas sinnlich höchst Ansprechendes herauskommt, wird als eine angenehme Überraschung empfunden, aber es kann in keiner Weise den offenkundigen idealen Höhenflug entwerten, exemplarisch entwickelte Tiere und Pflanzen sind ja auch zugleich wahre Gesetzesabbilder und von höchstem sinnlichem Liebreiz.

Gerade von dieser organismischen Idealität her könnte man nun vielleicht für den Begriffsstutzigen eine Brücke schlagen zu der Erkenntnis, daß es mit der „Sinnlichkeit" Italiens doch seine Richtigkeit hat. Beurteilt man einen Paradiesvogel, einen Adler, einen schreitenden Panther physiognomisch nach ihrem Formniveau, so müßte man ihnen eine höchste aristokratische Geistigkeit zutrauen, die alles grob Irdische schroff von sich weist. Dem tieferen Blick entgeht jedoch auf die Dauer nicht, daß diese herrlichen Leiber, ähnlich wie die Massive reiner stereometrischer Idealkörper, unserer menschlichen Einfühlung doch Widerstände entgegensetzen, daß sie ungeistig sind, wie die allzu prall gespannte Haut eines ausgeprägten sinnlichen Gesichts, und trotz ihres Formadels in einer eigentümlichen Dumpfheit und Hörigkeit gegenüber dem Irdischen befangen bleiben. Abgesehen von den allerhöchsten Leistungen ist auch das Griechische immer nur bis zu einer gewissen Tiefe seelisch erschlossen, es hat jenes klassische Gleichgewicht, das auf uns eigentlich nur deshalb als überwiegend sinnenhaft wirkt, weil wir die Entwertung des Vordergrunds kennen. Der Vergleich mit Französischem, wo der Idealitätsanspruch trotz bürgerlicheren Geistes weithin ein ähnlicher ist wie in Italien, macht die „Sinnlichkeit" des Griechischen sofort bewußt, ebenso etwa der mit den Bamberger Großbildwerken. Vollends verdeutlicht ein solcher Vergleich die stärkere Sinnlichkeit der italienischen Kunst, da diese gegenüber der griechischen ja doch schon um einen Grad weniger „edel" ist.

Bei der sinnenhaften lebendigen Vollständigkeit des Italieners ist zu erwarten, daß er früh einen offenen Blick für die Natur hat. Zum erstenmal findet man ihn bei Dante, bei dem bezeichnenderweise die ganz ursprünglich gesehene Naturform ohne weiteres als Sinnbild für das Transzendente steht, was übrigens unmöglich wäre, ohne die unverlierbare Idealität des italienischen Sehens, denn wirklich nüchterne Naturform versagt stets, wenn man sie als Symbol verwenden will. Den reichen Raum der Landschaft, ja sogar des Straßenbilds gestalteten dann zuerst die Sienesen naturwahrscheinlich und deuteten ihn zum Teil auch naturpoetisch. Das italienische Natursehen bleibt aber dabei letzten Endes äußerlich, wesentlich topographisch sinnlich. Bald gehört das Interesse der Perspektive, welche ermöglicht, eben im Topographischen volle Klarheit zu schaffen und zugleich das sinnliche Volumen der Dinge dem Auge aufzuzwingen. Aus dem bezeichnenden Verhältnis für das Volumen heraus werden nun auch die Bauglieder und der Raum als Gebilde deutlich erlebt. Man vermag Freiplastiken mit überlegener Sicherheit so aufzustellen, wie es der umfangende Raum als Formganzes fordert. Die Freude am sinnlichen Volumen — und die relative Ungeistigkeit — steht auch oft hinter dem gewählten kolossalen Ausmaß, groß ist die Vorliebe für Materialwirkungen, wobei auch an das Wasser und die sinnlich schöne Lokalfarbe zu denken ist. Für ausgesprochene glückliche Vordergründigkeit spricht die Repräsentations- und Deklamationsfreude, der heroische Idealstil, den freilich Michelangelo ganz ausfüllt. Daß Italien die Wirklichkeit, wenn es einmal dem Idealen untreu wird, mit geradezu furchtbarer Deutlichkeit sieht, beweisen die Prophetenköpfe Donatellos kurz nach 1420, und, wie wir hinzufügen möchten, so manches wahrhaft Panoptikumhafte der späteren Zeit. Hier, wo die Sperrfeder einmal wegfällt, sieht man, wie direkt sinnenhaft der Italiener im Grunde ist. Da er mehr mit dem Auge als in Begriffen denkt, ist auch seine Stellung zur Antike untheoretisch, er treibt manchmal Baulehre, hält sich aber

nicht an die aufgestellten Regeln. Ratio fehlt ihm nicht, aber „das Rationale schmilzt in das Seiende zurück".

Beim Franzosen fällt sofort die kluge Begrenzung auf, mit der er ein bestimmtes Formproblem herausgreift, und die Logik, mit der er es löst. Man denke hier zum Beispiel an die Umwandlung der funktionellen Säulenstatue zur Nischenstatue und weiterhin zur Freifigur vor den Portalgewänden. Letzte Konsequenzen, bei denen die eine Wirkung alle anderen ausschalten würde, werden allerdings nicht gezogen. So kommt es zum Beispiel zwischen Nischenfiguren und Nischenraum nicht zu einer eigentlichen Auseinandersetzung, nur in Straßburg, wo „das Wundfieber der Grenze brennt" und die Propheten zu „unheimlichen Greisen" werden, ist es anders. Stets bemüht sich der Franzose um das rechte Maß, um ausgleichende Gerechtigkeit. Ein wirklich starkes Verhältnis zur Natur findet man bei Courbet, der aber aus Burgund stammt. Das Burgund des 15. Jahrhunderts mit Sluter und seiner Schule und den Brüdern Eyck ist allgemein niederländisch bestimmt. Das eigentliche französische Landschaftsgefühl „wird sich nie schwelgerisch oder wehmütig verlieren". Intelligenz gibt sogar der französischen Erotik ihre besondere einmalige Note. „Der Franzose verliert sich nie an sein Objekt", er forscht spürsinnig mit äußerstem Unterscheidungsvermögen und bringt „unaussprechlich feine psychologische Werte" im Porträt bildnerisch auf den Begriff. Statt von „Farbsinnlichkeit" kann man eher von „Farbverstand" reden. Wie die späteren Bauleistungen Frankreichs auf einer straff durchgebildeten Theorie vor allem der Zahlenverhältnisse beruhen und oft errechnet wirken, so ist schon die Gotik für den Franzosen wesentlich ein technisch konstruktives Problem, eine höchste Leistung der Intelligenz und des Abstraktionsvermögens. Das Prinzip konnte durch konsequent rationales Denken aus Früherem entwickelt werden und überdies — „zwischen Schöpfertum und konstruktivem Denken bleibt ein Unterschied". Das Übergewicht des konstruktiven Interesses kostete Frankreich „das Gefühl für den Raum". Als das Problem, „mit Mitteln eines unräumlichen Architekturstils das Raumsehnen einer neuen Zeit auszudrücken" — und somit zwei Höchstwerte zu vermählen! — auch in Frankreich Ende des 15. Jahrhunderts erkannt wurde, blieben die wirklichen Lösungen vereinzelt. Frankreich legt so großen Wert auf den fortgesetzt verfolgbaren linearen Kontur, auf das verlässige Umschriebensein, daß selbst seine Baufassaden flächig reliefhaft wirken, die Baukörper dementsprechend rational kubisch. Die Massen setzen sich nicht gegeneinander in Bewegung. In der französischen Scholastik und der späteren Theorie kehren unaufhörlich die Begriffe *clarté*, *ordre déterminé*, *méthode*, *goût*, *convenance*, *commodité*, *limitation*, *définition* wieder. Der Wunsch nach Norm und typischer Haltung ist unverkennbar. Descartes will den Geist grundsätzlich nicht als Kraft verstehen, weil er dann schon materiell verunreinigt wäre, sondern als reines Ordnungsprinzip, als etwas dem Stoff schlechthin Entgegengesetztes, so im Grunde wird der ewige französische Klassizismus verständlich. Er bedeutet „konstruktives Durchdenken und gesetzliches Ordnen des Seienden in der Kunst".

Unser gedrängter Bericht könnte nun den Eindruck erwecken, als werde A. E. Brinckmann dem Nachbarlande doch nicht so ganz gerecht. Demgegenüber sei betont, daß kaum je die Formen der Hochachtung Auswärtigem gegenüber so vollendet und großherzig gewahrt worden sind wie im „Geist der Nationen". Der Kunstgelehrte hat wirklich, wie er sagt, „als Deutscher geschrieben, aber auch als Europäer". Man ist geradezu dankbar für den Stoßseufzer: „Zusammenstoß — Synthese! Wird erster oft sein, diese letzte immer nur Sehnsucht und Versuch kluger und reifer Geister bleiben?" Und wir sehen ein europäisches Ziel umrissen, wenn wir lesen: „Freisein aber und Bindungen anerkennen — diese Höhe des Ethischen haben Menschen ausnahmsweise, Völker wohl niemals erreicht." Immer ist höchstes Verantwortungsgefühl für die gemeinsame, letzte geistige Angelegenheit fühlbar, gerade auch da, wo A. E. Brinckmann sehr energisch die geistigen Kurzschlüsse gewisser französischer Gutachter über deutsche Kunst aufzeigt. Freilich, der Autor entspricht durchaus seinem eigenen Axiom,

daß es „nur nationale Ästhetiken“ gebe, aber er findet in seinem schönen Schlußbild von den zum Dreipaß verschlungenen drei Ringen mit dem gemeinsamen Kern den versöhnenden Einbezug aller und die Erläuterung des Widerspruchs aus den urgegebenen, heute durchaus faßbaren Polaritäten. — Gelegentlich einmal sagt A. E. Brinckmann über französische Räume sehr schroff: „Alles untersteht der fast armseligen Begrenzung *sub hic et nunc*“ — und in diesem Augenblick sieht man den eigentlichen Konfliktkern jählings bloßliegen, wie vielleicht nie sonst. Der Franzose wird hier mit gallischer Geistesgegenwart antworten: Jawohl, hier und jetzt, und mancher Deutsche wird gegen das *hic Rhodus, hic salta* nichts einzuwenden wissen. Der Franzose sagt: Wenn überhaupt schon gestaltet wird, dann kommt es doch darauf an, das Gestaltungsziel, die formale Endgültigkeit hier und jetzt zu erreichen. Er meint den Endzustand, er will endlich seine Ruhe haben, die bleibende Form und damit die Bindung. Er kann sich auf das innerste Wesen des Kunstwerks berufen, wenn er fortgesetzt jetzt und hier den endgültigen Gestaltschluß fordert, denn Kunstwerke dürfen keine Provisorien sein. Dieser Gestaltschluß ist ihm so wichtig, daß er, wie es scheint, immer ein wenig bangt, ob die Gnade auch im rechten Augenblick das Wunder wirke. In diesem bezeichnenden Bangen des hochbewußten Menschen liegt wohl der Grund seines Theoretisierens, seiner freiwilligen Beschränkung des Problems, sichtlich ist ein wenig Lebensangst im Spiel. Hier Sicherungen suchen, heißt nun auf eigentümliche Weise verkennen, daß die wirkliche Kunstform nur der Ausdrucksniederschlag eines echten tiefunbewußten Prozesses sein kann, also daß es sich hier immer um Formwerdung eines ganz besonderen Rangs handelt. Der Franzose ist künstlerisch derartig erregbar, daß ihm zum Glück im entscheidenden Moment doch der Gaul durchgeht und damit das echte Kunstwerk gelingt. Er weiß auch genau, was die entscheidende schöpferische Qualität hat, nirgends war man seit je so hart und unentwegt hinter dem eigentlich springfrisch Künstlerischen her wie in Paris, der atmende unwiederholbare Farbtupfen, der einzig echten Prozessen verdankt wird, hat dort seinen Markt und seine unbestechlichen Richter. Deshalb aber sollte es irgendeinmal doch möglich sein, den Franzosen nun auch den deutschen Standpunkt — und die deutsche Leistung — klarzumachen, denn uns geht es tatsächlich fortgesetzt um eben jenen echten Prozeß! Wir können uns dabei auf keine Ausgrenzung einlassen, wir bangen geradezu, irgendein Element zu versäumen, weil nur Vollständigkeit den höchsten Erfolg hoffen läßt. Freilich, bei uns liegt der eigentliche Akzent letzten Endes sogar auf dem Prozeß selbst, unser künstlerisches Tun ist, wie es scheint, nicht in dem Maß wie das französische auf das fertige Kunstwerk, also auf den Formertrag gerichtet. Ja wir empfinden ein leises Grauen vor dem Abgeschlossenen und Vollendeten, weil ja damit der Prozeß abklingt. Wir kennen aus tiefer Lebensvertrautheit heraus den heiligen Fluch der vollzogenen Bindung, welcher besagt, daß jetzt wieder die Lösung kommen muß: Dies stempelt uns selbst das Endgültige zu einer bloßen Etappe. Nirgends ändern sich die Maßverhältnisse so oft wie bei uns! Freilich, der Franzose besitzt demgegenüber eine Position, die sehr schwer angreifbar ist. Schon die Säulenstatuen von Chartres sind „Manifestationen eines sehr hohen Bewußtseins von menschlicher Haltung.“ Die geistige Persönlichkeit, so wird der Franzose sagen, ist es ihrer Würde schuldig, sich nicht mit dem verworrenen Gang der Welt zu identifizieren und ihr Schrittmaß selbst zu bestimmen. Es handelt sich hier um die alte ritterliche „*staete*“. Sie ist, was sehr ins Gewicht fällt, nötig für jede Oberschicht, die es auf die Dauer bleiben will. Wo Eliten nicht schon in Flitter, Luftstößen, Schaum und Feuerwerk aufgingen, wie auf den burgundischen Miniaturen des Wavremeisters, bei Guardi und Watteau, wo sie dauern wollten, da mußten sie immer das Prinzip der Form, der Ordnung, der Planung auf weite Sicht, das Sichnichttreibenlassen, vertreten. Daher die kühle Gesetzlichkeit auch der italienischen Palastgefüge. Wohl verlangt Herrschaft Elastizität und Phantasie neuen Lagen gegenüber, aber es ist sehr fraglich, ob echte Oberschichten sich die eigentlich barocke Haltung, den Prozeß

um jeden Preis leisten können, und ob diese nicht im Grunde das Vorrecht der Namenlosen und der schöpferisch Einsamen ist. Man kann also die ernsten Augen eines zähen alten Volkes, das immerhin auch seinen Rabelais, Balzac und Delacroix hatte, begreifen, wenn sie bald staunend, bald entsetzt, bald beneidend zu einem Nachbar hinüberblicken, der fort und fort aus einer ungeheuren Vitalität heraus das Wagnis irrationaler Spiritualität auf sich nimmt.

Die Leitvorstellung vom wesentlich Deutschen gewinnt A. E. Brinckmann an den Naumburger Stifterfiguren. Zu ihrem mächtigen kubischen Grundgefühl, in dem uns besonders die substantielle Reserve teuer ist, kommt „ein ganz unvergleichlicher Reichtum an Vergeistigung und psychologischer Feinheit". „Zuletzt, zuhöchst wirkt das Hineinpressen neuer Naturkräfte in diese gewaltigen Formen." „Diese deutschen Köpfe sind wie weites Land, über dem warm das Licht eines Sommernachmittags liegt, dessen Fernen blau verhangen sind." Dieselbe Qualität ist schon fühlbar in den kleinen Propheten und Aposteln des Fürstenportals zu Bamberg. Sie kehrt vom 16. bis zum 18. Jahrhundert meist ganz außer Zusammenhang wieder bei Riemenschneider, M. Kern, Stenelt, Münsterman, Asam und Feichtmeyer. Beim Vergleich mit vergeistigten französischen Köpfen spürt man den Unterschied zwischen „*spiritualité*" als einer bloßen Qualität und „Vergeistigung" als einem Prozeß. Schon die Disputierenden in Vézelay und Bamberg sind ein Beispiel: „Glühender ist unsere Vision, herrischer unser Schritt und Gebaren, geradezu schrill wird die Spaltung zwischen den Selbstbindungen eines Stiles und den Selbstlösungen eines jungen Willens, einer jungen Beobachtung."

Das Verhältnis des Deutschen zur Natur ist zwiefach bestimmt. Es bedeutet einerseits objektive Teilnahme am Charakteristischen, an der sinnreichen Wuchskraft der Natur, an ihrem schöpferischen Gedränge bis ins „mikroskopisch" Kleine. Andererseits ist es subjektives Landschaftsgefühl. Der von urverwandten Seelengehalten und Wesen „erfüllte Raum" tut es uns an. Adam Elsheimer ist in diesem letzteren Bereich der eigentliche Bahnbrecher. Ähnlich bedeutet uns nun auch der umbaute Raum den erfüllten Raum, man denke an die Ausstattung von St. Lorenz in Nürnberg. Aber freilich, es darf nicht nur der äußerlich erfüllte Raum sein, wir wünschen ihn gestaltet als den eigentlichen ungreifbaren Gegenstand unserer ruhelosen Gestaltträume. Weil der Deutsche in den Raum solche Möglichkeiten hineinzuahnen vermag, findet das gotische Bauinnere bei uns seine höchste Verwirklichung. „Deutsche Spätgotik ist kein Sonderfall in der Geschichte der europäischen Gotik, sondern ihre letzte, einmalige Leistung", „kein Spätstil, sondern ein Höchststil".

Dieselben aufgesplitterten Hallen kehren wieder im deutschen Barock, und nirgends sonst wie hier. Aus seinem eigensten Wesen heraus hat der Deutsche auch zu der Unwirklichkeit des Lichts, der Schatten und der entstofflichten Farbe, zu allem dem, was brodelnde Allverwobenheit verbürgt, ein besonderes Verhältnis. Man blättere gelegentlich in dem von Hans Wühr sehr fühlsam eingeleiteten Altdorferheft der „Silbernen Bücher" (Woldemar Klein, Berlin 1938) — und man wird sich hiervon alsbald überzeugt sehen. Die Lichtwunder und die Dynamik mit ihrem Diagonalschub, die wir wie später bei Maulpertsch, so schon bei Baldung Grien und Grünewald finden, gehen Tintoretto, Magnasco und Tiepolo lang voran, wie denn auch Giordano Brunos Lehre von der Allverbundenheit der Welt auf Einsichten des Cusanus, des Kopernikus und des Paracelsus zurückgeht. Leibniz ist es, der hier die letzten Konsequenzen zieht. Ihm ist auch das Stäubchen von Geist erfüllt, so daß es nicht als toter Stoff, sondern von sich aus teilnimmt an den großen ordnenden Prozessen. Vielleicht liegt übrigens diese Ehrfurcht vor der Materie schon der altniederländischen Malerei mit ihrem fühlbar barocken, wenn auch noch nicht barock strudelnden Prachtstil zugrunde. Wie hätte sie sich sonst der Darstellung des Stoffs so hingeben und ihm solchen himmlischen Glanz abgewinnen können! Wir finden gerade diesen Gedanken ausgesprochen von Otto H. Förster in einem anderen „Silbernen Buch" (ebenda 1937), das „Niederländische Madonnen" heißt, und dessen Text ein bemerkenswerter Beleg dafür

ist, daß eine wachsende Zahl von deutschen Kunsterklärern so hart am Eigentlichen sich halten, wie wir es wünschen müssen. Welch verwickelte Tatbestände heute nicht bloß geistig durchdringbar, sondern auch suggestiv „sagbar" geworden sind, möge man noch den folgenden Umschreibungen A. E. Brinckmanns entnehmen. Die erste lautet: „Deutsche Skulptur des 18. Jahrhunderts dringt in die erschütternden Tiefen des Seelischen, aber gleichzeitig deutet deutsches Rokoko die zartesten und süßesten Feinheiten eines madonnenhaften Lächelns, die leise Keuschheit, das Selig-Jubelnde der engelischen Begleiter, Staunen, Ergriffenheit, Demut, Inbrunst der Apostel, das höchst Gescheite eines geistlichen Gesichts, paart Herrischkeit mit Kühnheit des Staatsmanns und Imperators." Die andere heißt: „Die Berninesken Gewandmotive sind noch bei Egid Asam zu erkennen. Sie werden erregter, zerteilter und verfeinern sich zugleich. Oft glitzert wie bei Günther nur hauchdünnes Seidentuch. Es ist schmiegsam demütig, aber ebensooft ist es, immer im Verlangen nach psychischer Interpretation, knisternd und ein wenig frivol, gratig herb, knatternd wie Fahnen, dröhnend und brausend wie Jubel. Das Körperliche selbst wird manchmal ganz flüchtig genommen, manchmal bewußt verzogen, steigt schmal auf, fühlt sich dann wieder im Fülligen wohl, schwankt grazil zerbrechlich und sinkt dann schwerfällig, um als Unterbau eines Kopfes zu dienen, in dem schließlich jene innere Lohe durchschlägt, die Gott einblies." Kann man die „Wandlung und Entwerdung des Seienden in der Kunst", das deutsche „*Sursum corda*", anschaulicher in Worte fassen?

Wer die Wesensschilderung des ausgesprochen Deutschen von A. E. Brinckmann liest, muß unweigerlich zu dem Eindruck kommen, daß man es hier unabhängig von den Zeitstilen mit einem unverlierbaren Barock zu tun hat, auch viele Aussagen Heinrich Wölfflins, Wilhelm Pinders und mancher anderer wirken bestätigend. Damit ist aber ein allgemeines großes Problem aufgeworfen, weil, wie oben erwähnt, die barocke Formensprache auch auf nichtdeutschem Boden in großen Dünungen immer wiederkehrt. Wäre diese Erscheinung nur auf das nachantike Abendland beschränkt, so könnte man immerhin daran denken, daß der ruhelose „Nordstrom", der ja hier überall untergründig zugegen ist, von Zeit zu Zeit wieder seine Rechte verlangt. Aber in Pergamon und vollends in China kann man mit dieser Erklärung nichts ausrichten, deshalb ist es nötig, eine andere Lösung zu finden. Sie scheint möglich, wenn man sich die Auffassung zu eigen macht, daß alles wesentliche kulturelle Geschehen, ja vielleicht sogar die Leistung des Lebens auf der Erde überhaupt, ein ungeheurer Bewältigungsvorgang ist. Äußere Wirklichkeit wird zu innerer Wirklichkeit verarbeitet, und diese innere Wirklichkeit wirkt wieder organisierend in die äußere hinaus. Der Fortschritt erfolgt in Ganzheitsschritten, also mit Gestaltschlüssen und Gestaltpreisgaben, und er vollzieht sich an vielen getrennten Herden, die Rassen, politische Lebensgemeinschaften, aber auch Gesellschaftsschichten sein können. Hat sich in der Stille ein neues Lebensgefühl, ein neues Weltbild verfestigt, so tritt es irgendeinmal mit jugendlichem Selbstvertrauen zutage, weithin blind für anderes und mit einem Formstil, der die strahlende Sicherheit junger Sprosse, den Ernst, die Herbe, die Unbedingtheit und Spröde alles Frühen hat, so wie der delphische Wagenlenker und die Frühgotik. Einbezug weiterer Substanz und länger dauerndes Durchspielen aller in der eingebrachten Gesamtordnung beschlossenen Möglichkeiten führt einerseits zu vollerer Gesamtgestalt, andererseits aber zu sprechenden inneren Gruppierungen, zu einer Klärung der Gelenke, einer Aufteilung der Funktionen, zur allmählichen Aufschließung aller etwa noch verbliebenen Dumpfheiten. Es entsteht irgendeine Art von Klassik. Durch die früher oder später unvermeidliche Begegnung mit fremder Lebensschau oder Blutmischungen und dergleichen oder einfach im Verlauf weiterer Bewältigungsvorgänge oder durch jähe Entdeckung übermächtiger Welttatsachen erfolgen eines Tages Einbrüche in die eingebrachte geistige Form, die nicht mehr ohne weiteres mit Hilfe schöpferischer Selbstkorrektur und Selbsterweiterung auszugleichen sind. Ist in diesem Augenblick der Ichkern der Gemeinschaft naturhaft ge-

sund, die Forderung nach der lebendigen Oberhand eine Selbstverständlichkeit, so steigert sich der Gesamtprozeß ähnlich wie der Körper bei starken Infektionen zu einer wahren Fieberhitze. Man will die Lage meistern, wieder ein Dach über den Kopf bekommen, sei es auch nur ein Notdach, und leistet deshalb das äußerste Aufgebot. Ist der Intellekt in diesem Augenblicke sehr entwickelt, so kann es geschehen, daß die Rettung im konstruierenden Überbau, in reformierendem Purismus, in Rückbesinnung gesucht wird, man weicht also der Auseinandersetzung aus, so wie wir dies gelegentlich im romanischen Gebiet beobachten. Kommen aber wirklich die gesunden Lebenstiefen in Aufruhr, so entsteht nach Zeiten des Schwankens und krampfhafter Versuche im Sinn etwa des Manierismus jene innere Allgemeinverfassung, die wir durch das Wort Barock bezeichnen. Die Gesamtheit der Träger dieser inneren Verfassung versucht, eine Welt, die aus den Fugen geraten ist, wieder einzurenken. Man bricht auf zu dem, was hier allein noch Rettung verspricht, zum wirklich totalen Einbezug, zur totalen Bewältigung. Eine Erscheinungsform dieses gewaltigen Unterfangens ist dann auch die Barockkunst. War man vordem in seiner eigenen Sicherheit getrost, wenn man sah, daß das isoliert Vollkommene als Werk der eigenen Hände möglich war, so wie eben in jeder Klassik, jetzt jedenfalls wird die schöne Täuschung unerbittlich entlarvt: Nur noch solche Einzelkunstwerke, die gleichsam als deutliche Ausschnitte aus dem Gesamtprozeß wirken, finden Gnade, die eigentliche Sehnsucht ist das Gesamtkunstwerk. Es ist klar, daß entsprechend große Würfe der Baukunst nur gelingen können, wenn man sich entschließt zur Schaffung von Systemen weithin dominierender Hauptmotive und daß nur fortreißende Dynamik mit den Merkmalen des schöpferischen Prozesses alles in einen Zug zusammenfassen kann. Gelingen aber solche weltweite Gesamtkunstwerke, so sind sie allgemein der Erweis einer wiedergewonnenen Oberhand und Einheit.

Aus der hier vorgeschlagenen Grundannahme heraus würde nun zum Beispiel das philosophische Gesamtsystem von Descartes oder Leibniz nicht mehr als etwas wahrhaft ursächlich am Entstehen barocker Kunst Beteiligtes erscheinen, sondern das Verlangen nach solchen totalen Systemen wäre selbst auch nur eine der Äußerungen eines verzweifelten Bewältigungsbedürfnisses, so wie im Politischen und Religiösen die bezeichnenden ungestümen Alleinherrschaftsansprüche; — geht alles seinen geregelten Gang, so hat man ja keinen Anlaß, sich allzu stark den Kopf zu zerbrechen.

Die typische Formensprache barocker Einzelheiten gibt wichtige Anhalte für unsere Deutung. Hier nur ein kurzer Hinweis! Ausdrucksgleichnisse lassen sich bekanntlich rätselhafterweise oft aus einer bemerkenswert einfachen Mechanik heraus erläutern. In strömendem Wasser entsteht barockes Formgepräge, sobald untergründige Klippen überwunden werden müssen, also schwer zu bewältigende fremde Bestände. Dem entsprechen die empörten Lebensströme der barocken Form. Oft erinnert Barock auch an vielgeprüften knorrigen Astwuchs, der aus der Drängnis sich einen Ausweg erkämpft. Oft endlich versinnbildlicht seine Formensprache geradezu die erlittene schwere Verwundung: Wir glauben das typische Bild von Vorgängen der Vernarbung und Heilung zu erkennen, die Säftestauung, die Wachstumsstockung, den Rückstand schmerzlicher Torsion, vor allem aber den bezeichnenden typischen Überaufwand, die Wachstumshypertrophie an den bedrohten Stellen.

Eine besondere Möglichkeit, über quälende innere Unvereinbarkeiten Herr zu werden, ist nun auch der Versuch, den Konflikt auf der sowieso viel ersehnten Ebene der irrationalen Vergeistigung, des Metaphysischen auszutragen, wo ja die wahre Heimat aller Synthesen liegt. Dies scheint bei ranghohen Künstlern der ausgesprochen deutsche Ausweg.

Der Deutsche ist wohl dank einem entlegenen Urschicksal mit der Not schmerzlicher Bewältigungspflichten besonders lang und gut vertraut, daher gewiß sein immanenter Barock, der, wenn die allgemeine Dünung barock aufschwillt, jedesmal die Welle mit seiner Gischt überhöht. Ist nun das zerbrochene Weltbild noch einmal neu in eins geschmolzen, die Herrschaft der zugehörigen neuen Form gesichert, so tritt in der

Regel ein euphorischer Zustand ein. Man sieht den Sieg und weiß insgeheim, daß es kein endgültiger ist, man redet nicht gern davon, daß man sich eben so bis zum Übermaß ausgegeben hat, wird oberflächlich aus Tiefe und bekennt sich zur leichten Hand, so wie das Rokoko, bis dann die Heilung sich doch als dauerhaft erweist oder neue Gebresten zu neuem Aufgebot führen bzw. den Tod der Schöpferkraft verursachen.

A. E. Brinckmann sagt im „Geist der Nationen" mit Bezug auf die Stauferkämpfe in Italien gelegentlich: „Es kommt allem Anschein nach dem Führergeist der Weltgeschichte nicht einmal darauf an, ob diese politisch sozialen Faktoren an sich glücklich oder unglücklich sind, sofern sie nur das allgemeine Lebensfeuer machtvoll entfachen." „Das allgemeine Lebensfeuer" — Ausdrücke wie dieser erscheinen in der neueren Kunstliteratur immer häufiger. Man hat den bestimmten Eindruck, daß sich hier allmählich gewisse allgemeinste Grundanschauungen verdichten und daß es nur eines systematischen Durchgriffs bedürfte, um daraus mit der Zeit das Gerüst einer Lebens-, Form- und Kunstwissenschaft zu bauen, so wie sie virtuell dem „Geist der Nationen" schon zugrunde liegt. Aber nicht nur diesem Buch, sondern in höherem oder geringerem Grad überhaupt sehr deutlich allen vier Büchern, von denen in unserem Bericht des Näheren die Rede war. Bezeichnenderweise sind auch alle diese Bücher für die Autoren selbst Lebenssummen. Sie sind Quintessenz unzähliger Beobachtungen, Erfahrungen und Erkenntnisse von Menschen, die es sich offensichtlich haben sauer werden lassen. Nicht zufällig erscheinen sie so spät und eben jetzt und in so einheitlicher Front: Sie sind Testamente und Vermächtnisse einer Generation an jene, die nach ihr kommen.

Fritz Alexander Kauffmann

ROMANTIKER IN PREUSSEN

Wilhelm Schäfer sagte anläßlich einer Würdigung Kleists, daß wir ihn auch da lieben, wo er Romantiker ist. Wollte er damit sagen, daß wir die Romantiker nicht mehr zu lieben vermögen? Keineswegs, sondern das Wort sollte wohl ausdrücken, daß wir bei Kleist, etwa bei seiner unerbittlich fortschreitenden Tragödie des Michael Kohlhaas, eines verzweifelten Kampfes um Gerechtigkeit und Pflicht, die Einmischung romantischer Zutaten als unpreußisch empfinden; gerade das eigenwüchsig Preußische sucht Schäfer bei Kleist.

Sonderbarerweise hat nun dieses Land der in ihm so fremd wirkenden Romantik wichtige Beiträge geliefert. Fouqués „Undine" hatte an der Verbreitung dieser Geistesrichtung bedeutenden Anteil, einer seiner Könige gilt schlechthin als der „Romantiker auf dem Thron", und ein preußischer Prinz wurde von keinem Geringeren als Robert Schumann geradezu als Schöpfer der romantischen Musik bezeichnet. Diese alle waren wie Kleist preußische Offiziere, und nicht einmal schlechte, aber sie nehmen sich, daran ist kein Zweifel, etwas sonderbar aus in ihrer nüchternen Umgebung. Sie wirken wie sehr bunte fremdländische Blumen auf einer grünen märkischen Wiese, an der man sonst nur den Nutzertrag schätzt.

Der Musiker, um den es sich handelt, ist der Prinz Louis Ferdinand von Preußen, zu dessen Ruhm so mancher Gesang erschollen ist — der prächtigste von Theodor Fontane; sein Leben uns zu schildern hat Ernst Poseck in einer verdienstlichen, längst fälligen Arbeit unternommen („Louis Ferdinand von Preußen." Karl Siegismund, Berlin 1938). Der Verfasser sah sich dabei sehr bald vor die Frage gestellt, um die bei jeder Würdigung dieses preußischen Offiziers das Denken kreiste: Hätte der hochbegabte Hohenzoller bei anderer Erziehung und in anderer Umgebung nicht sehr viel mehr zu leisten vermocht, als die Geschichte — von der Musikgeschichte sei hier abgesehen — von ihm zu rühmen weiß?

Poseck hat sich mit diesem Problem fast zu ausschließlich beschäftigt und dabei übersehen, daß ein Genie oder ein genialer Mensch nicht nur Forderungen zu stellen, sondern vor allem auch zu erfüllen hat. Gewiß: der

Prinz wurde von seinen Eltern nicht geliebt und hat unter vielen Zurücksetzungen gelitten, er wurde, als sein Name schon Klang hatte, immer noch bevormundet und geschulmeistert. Ein Feuerkopf wie er konnte auch im damaligen Preußen nicht leben, ohne wider den Stachel zu löcken: die schwächliche Politik und Kriegführung Friedrich Wilhelms II. gegenüber Frankreich, die zaudernde, zögernde Regierungsweise Friedrich Wilhelms III. hat noch andere Gemüter erbittert. Es mußte einen Prinzen des königlichen Hauses bis aufs Blut reizen, das Ansehen Preußens langsam, jedoch fast systematisch verspielt zu sehen. Aber, und hier setzt die Kritik nicht nur beim Prinzen, sondern auch bei seinem Biographen ein: die Stein, Scharnhorst, Blücher, Yorck und Marwitz sahen ebenso, daß ein Unwetter drohte, aber sie bereiteten sich auch vor für den Tag nach der Katastrophe. Das gibt ihnen jene Größe, die dem Prinzen zu fehlen scheint.

Prinz Ferdinand, der Vater, hat seinen Sohn Louis sicherlich sehr knapp gehalten, knapper, als es vielleicht notwendig war einem schon bewährten Offizier gegenüber. Aber wirkte nicht in dem sonst wenig bedeutenden Ferdinand die Erziehung seines Vaters, des Soldatenkönigs nach und damit das Gesetz, nach dem Preußen angetreten war und seine Bahn weitergehen mußte? Poseck führt zuungunsten des alten Prinzen die Stelle eines Schreibens an seinen verschuldeten Sohn an: Er verlange, „daß er (Louis Ferdinand) von nun an anfange, ein ordentliches, seinem Stande angemessenes Leben" zu führen, nicht mehr Schulden zu machen, „vielmehr sich mit seinen Taschengeldern zu begnügen, weil bei mir nicht stattfindet: das brauche ich, sondern: das habe ich, damit muß ich rechnen." Was ist gegen diese Forderung einzuwenden? Gar nichts. Sie ist preußisches Lebensgesetz. Nach diesem Rezept hat Friedrich Wilhelm I. die Grundsteine zur Größe des Staates gelegt und Friedrich ihn zur Größe geführt. Prinz Ferdinand war, das wird in diesem seinem Ausspruch klar, ein besserer Preuße als sein genialischer Sohn.

Clausewitz, der diesem nahestand, hat ihn den preußischen Alkibiades genannt und von ihm gesagt: „Es war in seinem Leben keine Stunde ernsten, ruhigen, selbsttätigen Nachdenkens, und folglich auch in seinem Innern kein eigener, kerniger, gesunder Gedanke, keine zum konsequenten Handeln führende, geschlossene Überzeugung." Es könnte sein, daß der Prinz zwar nicht an Preußens Zukunft verzagte, wohl aber spürte, daß er selber es nicht zu dieser Zukunft führen könne, und daß er deshalb seinen Tod als Avantgardenführer bei Saalfeld suchte — und fand. Wäre es so, dann hätte er sein romantisches Leben ganz erfüllt, und mit Recht strahlte daher von seinem Tode her jener verklärende Schimmer über sein Leben, der sonst nur den wirklich Großen zuzufallen pflegt. —

Es muß in der Zollerschen Substanz eine Neigung zur Romantik gelegen haben, die vielleicht das Gegenthema zur unerbittlichen Sachlichkeit zu bilden und die Melodie sozusagen abwechslungsreicher und damit voller zu machen hatte. Prinz Louis Ferdinand hatte keine legitimen Nachkommen; aus seiner Verbindung mit Henriette Fromme stammt, als Enkel, der Dichter Ernst v. Wildenbruch. Und doch hat der Prinz einen echtbürtigen Nachfahren im Geiste gehabt, den Romantiker auf dem Thron, Friedrich Wilhelm IV. Auch dieser starb ohne Kinder; betrachtet man aber seine Regierungsweise, so findet man in ihr Züge ausgeprägt, die sich später beim letzten König Preußens in kaum veränderter Fassung wiederholen.

Friedrich Wilhelm IV. war der Sohn des nüchternen Friedrich Wilhelm III.; eines Herrschers, der doch etwas bedeutender war als sein Ruf, und der Königin Luise. Seiner Mutter war der Kronprinz äußerlich sehr ähnlich; wieviel er ihrem heiteren Naturell innerlich verdankt, wissen wir nicht. Ernst Lewalter, sein Biograph, unternimmt es in einer ungemein gründlichen und spannenden Arbeit („König Friedrich Wilhelm IV. Das Schicksal eines Geistes." Gustav Kiepenheuer, Berlin 1938), vor allem die Anfänge dieses eigentümlichen Lebens, Erziehung und Unterricht zu untersuchen, und kommt zu Feststellungen, die geeignet sind, das überlieferte Bild, welches die nationalliberale Geschichtsschreibung späterer Zeit von diesem Monarchen entwarf, grundlegend zu ändern. Man hat sich um

die Erziehung dieses hochbegabten Prinzen sehr viel Mühe gegeben, aber nicht alles zu erreichen vermocht, was hätte erreicht werden können. Leute von hohem geistigem Rang wie Ancillon und Niebuhr haben auf den jungen Prinzen großen Einfluß gehabt, und doch ist es fraglich, ob sie so tief wirkten wie des preußischen Dichters Fouqué romantisches Märchen von der „Undine". Undine führte den Prinzen in die Ritterromantik ein, mit solchen Ideen beschäftigt, zog er im Hauptquartier gegen Napoleon zu Felde, unterwegs alle gotischen Gebäude besuchend, die in der Nähe der Marschroute lagen. Später wendete er sich ab von der Gotik, hin zur Basilika, zur römischen Villa, zu den vermeintlichen Urelementen der Baukunst. Den gleichen Weg ging er in der Politik, wo er ebenfalls nach den Urelementen, der Urverfassung Teutschlands — er schrieb das Wort nie anders — suchte. Das war echte Romantik; und doch hat ein Bismarck einmal über diesen König geurteilt: „In staatsmännischen Einsichten war er der Meister seiner Zeitgenossen." Es ist nur so, daß Einsichten allein noch keinen Politiker machen; zu diesem Beruf gehört das kühne entschlossene Zugreifen, eine gewisse Unbedenklichkeit des Handelns, die nicht immer zurückschaut. Sie fehlte König Friedrich Wilhelm IV., der in Bildern dachte und lebte: wenn er sein Volk anredete und von ihm Beifall gespendet bekam, ein lautes bekennendes Ja, so galt ihm das Erfüllung und Tat. Um so schmerzlicher war ihm dann die Erkenntnis, daß das schöne Bild zerronnen, daß es sich aufgelöst hatte, ohne daß seine königlichen Absichten gefördert worden waren.

Er hat, was Lewalter vorzüglich darstellt, den Zenit seines Daseins als Kronprinz erlebt; es war tiefe Tragik, daß ihm in den dreißiger Jahren des Jahrhunderts die Männer starben, die er sich sozusagen als „Schattenministerium" auserwählt hatte, um dermaleinst seine Gedanken in die Tat umsetzen zu können: Stein, Clausewitz, Niebuhr, Motz und andere. Als er den Thron bestieg, war er allein, niemand verstand ihn. Er sah im Geiste ein Deutschland, das nicht nur den Deutschen Bund späterer Zeiten umfaßte, sondern das Reich des Mittelalters wiederherstellte, die Vormacht des gesamten Abendlandes. Deshalb lehnte er die Würde des Kaisers eines Kleindeutschland ab und wollte auch nicht das Großdeutschland, das damals neben jenem in Frankfurt zur Debatte stand. War er Romantiker, so war er es ganz: alle seine Pläne waren sorgfältig durchdacht; daß er selber nicht der Mann war, sie auszuführen, wußte er am besten: das bleibt das Preußische an ihm. Er hat immerhin, an einem Schicksalsdatum deutscher Geschichte, an einem 9. November (1848) einen General, Wrangel, zu finden vermocht, der dem Berliner Revolutionsspuk durch entschlossenes Handeln ein Ende machte. Und er hat schließlich für seinen Nachfolger den Mann entdeckt, der zur Tat drängte und durch Träumereien nicht belastet wurde: Otto v. Bismarck. Das sind neben anderen Zügen Tatsachen, die für diesen König sprechen, der gewiß kein Großer war, aber auch keineswegs das schwankende Rohr im Winde, als das ihn seine Zeitgenossen verspotteten.

Johannes Vogel

BLICK AUF DAS ALTE EUROPA

ERINNERUNGEN

Drei neue Erinnerungsbücher liegen vor: ihre Verfasser — Herbert von Hindenburg („Am Rande zweier Jahrhunderte". Schlieffen-Verlag, Berlin 1938), die Fürstin Colonna di Sermoneta („Erinnerungen an das alte Europa". Hugendubel, München 1937), die Baronin Sophie von Buxhoeveden („Vor dem Sturm". Vorhut Verlag Otto Schlegel, Berlin 1938) — entstammen der gleichen Schicht, wahrscheinlich sind sie sich öfters begegnet. Ein gemeinsamer Zug fällt auf: sie alle entstammen verschiedenen völkischen Wurzeln, sie sind „Deutsch-Russisch"

oder „Deutschbaltisch-Russisch“, oder „Italienisch-Spanisch-Englisch“. Der Fall ist nicht ungewöhnlich, man hat im Vorkriegseuropa zuweilen von einer „blauen Internationale“ gesprochen.

Eine blendend schöne Frau zeigt das Bildnis der Hofdame der Königin von Italien, der Fürstin Colonna di Sermoneta. Sie bewährt den gleichen Schneid, die gleiche Ausdauer bei Fuchsjagden, Ballonaufstiegen, dem Rollschuh- und Radfahrsport, beim Bridge und beim Tanzen. Aber auch in hingehender Arbeit bei Unglücksfällen, so während der Erdbeben von Messina und dem abgelegenen Avezzano. Sie aquarelliert fleißig (der englische Bluteinschlag!), stellt in London aus, verkauft gern ihre Werke. Das künstlerisch-literarische Empfinden blieb bei ihr wohl unentwickelt, obwohl sie mit einigen bedeutenden Künstlern, noch öfter aber mit belanglosen verkehrte.

Als Dame der Gesellschaft vermag sie uns zwei nicht uninteressante Umwelten zu schildern. Ihre erste Jugend verlebte sie im historischen Palazzo Colonna, von weit zurückreichenden Überlieferungen der römischen Adelsfamilien umgeben. Ihr Vater war als Haupt des Geschlechtes Principe Assistente des Papstes; in malerischer Tracht stand er bei großen Gelegenheiten zur Rechten des päpstlichen Thrones. Der andere Principe Assistente war jedoch das Haupt der Orsini; erst nach erbitterten Vorrangstreitigkeiten bewog ein Papst die beiden, abwechselnd ihr Ehrenamt auszuüben, aber noch am heutigen Tage vermeidet man wegen der noch ungelösten Vortrittfrage, die beiden Fürsten zusammen einzuladen. Viel heftiger, blutrünstig waren jedoch die Zwistigkeiten der Caëtani und Colonna — dennoch heiratete Vittoria Colonna den Caëtano, den Principe de Teano.

Abenteuerlich klingt ihre Schilderung der gewaltigen Caëtano-Sermonetaschen Herrschaft in den Pontinischen Sümpfen. Undurchdringlicher tropischer Urwald, gefährliche Büffelherden, morastige fischreiche Seen, Brigantengefahr, eine spannende, zu Pferde unternommene Jagd. Anders der Rahmen, anders die Luft der von ihr alljährlich beim Besuch vornehmer englischer Verwandten genossenen Londoner *Season*. Es war die unvergessene „Goldene Zeit“ Edwards VII. Nie wieder dagewesen dieser Vergnügungsrausch, dieser Luxus; magnetisch wirkte die Lebensfreude des Monarchen, etwas mäßigend die von ihm abverlangte äußerliche Disziplin. Dieser Welt haben zwar aristokratische Familien angehört, maßgebend waren sie nicht. Geburtsvorurteile waren verschollen, erforderlich war außergewöhnlicher Reichtum, ehrgeiziges Streben, verbunden mit liebenswürdiger Gewandtheit. Die Verschwendung (und nicht nur diese) trug oft ein orientalisches Gepräge. Edwards Tod und der Weltkrieg zersprengten diese Kreise, überrascht liest man jedoch von einzelnen, welche auch den trüben Zeiten widerstanden. Im Jahre 1915 schildert ein Brief der Prinzessin Teano eine luxuriöse Wochenendgesellschaft. Kriegsfürsorge wurde bewitzelt, Kitchener kritisiert, die französischen Aliierten wie die belgischen Flüchtlinge hat man ungünstig beleuchtet. Im folgenden Jahr wurde sie von einer englischen Freundin nach Monte Carlo eingeladen, dort verloren diese Unveränderlichen hohe Summen, so eine die historischen Perlen der Maria Mancini tragende römische Prinzessin, so der unermeßlich reiche Maharadscha Agar Khan. Der „Wind“ hatte diese Welt nicht vollständig „verweht“ ...

Sophie von Buxhoeveden wirkt gediegen; daß sie zur Hälfte eine Deutschbaltin, erwähnt sie kaum, ausschlaggebend ist der Einfluß der russischen Mutter. Sie schildert ihr Leben in Petersburg, in der Provinzstadt Kazan, auf dem großväterlichen Gute. Dort auf dem Land erleben wir die uns aus Turgenjew, Tolstoj und Tschechow vertraute Umwelt, und hier ist manches in dem gelegentlich ermüdenden Buch lesenswert.

Noch war die Überlieferung an die Leibeigenschaft gegenwärtig, noch sorgte die Herrschaft patriarchalisch für die primitiven Landleute. In der Universitätsstadt Kazan brodelten indessen liberale Strömungen. Als Kind ritt Sophie zufällig durch den verwilderten offenstehenden Garten einer verarmten Landadelsfamilie Ulianow. Ein blasser junger Mann wies sie und den Reitknecht harsch zurück; es war der Sohn des Hauses, später hat er den Namen Lenin angenommen.

Kaum erwachsen, lebte Sophie erst als

Gast, dann als Hofdame in der Umgebung der letzten Zarin, und sie schildert mit eintöniger Genauigkeit dieses Dasein, diese Feste. Interessant sind die Gegensätze: Eine achtbare durchschnittliche Familie, eine ungeheuere Stellung, ein schauerliches Schicksal ...

Die Erinnerungen des Gesandten Herbert von Hindenburg unterscheiden sich literarisch von den heiden Damenhüchern. Mit einer leichten Feder, aus dem Handgelenk, beschreibt der Verfasser mit unverfrorener Offenheit die Eindrücke des Elternhauses und der Schule, seine englischen Besuche, seinen Aufenthalt im Oxforder College. Er wird Leutnant bei den Garde-Dragonern, er geht zu Hof, und wir erleben jene bunte damalige Berliner Umwelt. Nicht immer ist er diskret, meist schreibt er gutmütig, und oft gelingen ihm kleine Wendungen, an denen sich der Leser freut. Auf einem Kaisermanöver betreute er den Feldmarschall Lord Roberts of Kandahar. Diesen beeindruckten die Reiterattacken wie die glänzende Unterhaltungsgabe des Kaisers, doch merkte, überrascht, der Leutnant, daß der berühmte Gast früher oder später den Zusammenstoß mit Deutschland auf das hestimmteste annahm, ebenfalls die Möglichkeit einer erfolgreichen Invasion Englands durch ein deutsches Heer.

Herr von Hindenburg hatte viele Beziehungen zum Ausland, hatte russisches Blut in den Adern, hatte bei seinem Großvater, dem Fürsten Münster, auf der deutschen Botschaft Paris unter den angenehmsten Bedingungen kennengelernt — nun lockte der diplomatische Dienst. In Rom, Stuttgart, Stockholm und München hat er sich eingelebt. Er heiratete eine anziehende und hegabte Engländerin, er verteidigte während des Weltkrieges einen wichtigen, wenn auch verlorenen Posten, den heim italienischen Bundesgenossen. Anschaulich schildert er seine Zusammenarbeit mit Giolitti und Sonnino, mit Erzherger und Bülow. Aufklärendes bringt er über die verwickelten Internierungs- und Hospitalisierungsfragen während den folgenden Berner Jahren vor ...

Diese Augenblicksbilder sind gleichzeitig in verschiedenen Ländern, jedoch in der nämlichen Schicht entstanden. Grafen und Baroninnen schwinden zusehends aus der deutschen schönen Literatur; da sie häufig mit geringer Sachkenntnis geschildert wurden, hat der Ausfall keine Bedeutung.

Marie von Bunsen

ROMANE

„Vorgestern", so möchten wir die Zeit benennen, die vor dem Weltkriege war und auch heute noch nicht völlig ungegenwärtig, nicht völlig zur Geschichte geworden ist, weil noch viele Menschen, die sie kannten, leben. Und so setzen sich noch immer Menschen mit ihr auseinander, wie das einige uns vorliegende Romane beweisen, zwei deutsche Werke und ein ausländisches. Zur Kennzeichnung dieser Bücher sei noch hinzugefügt, daß zwei von den dreien sich nicht nur mit der Darstellung des „Vorgesterns" begnügen, sondern die Handlung auch bis in das Heute reichen lassen.

„Die roten Streifen. Roman eines Generalstabsoffiziers", von Otto Erich Volkmann (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1938), ist der Titel eines unseres Erachtens recht bemerkenswerten Buches: Träger der Handlung ist ein dem Pfarrhaus entsprossener Offizier der alten Armee, dessen Werdegang wir seit dem Eintritt ins Heer verfolgen. Er wächst, sich selbst überwindend, an der Strenge des Dienstes. Zwar schreitet er durch eine verführerische Zeit, ist auch fehlbar und anfangs verführbar; doch reißt ein treuer und herher Freund ihn heraus aus der Versumpfung und dem Aufgehen im Vergnügen. So stellt der Held dieses Romans, allem Straucheln und Irren zum Trotz, seinen Mann im Regiment und schließlich, nach Besuch der Kriegsakademie, im Generalstab, sowohl im Frieden — wo er u. a. auch auf einer abenteuerreichen Dienstreise nach Rußland der Frau begegnet, die nach Rußlands Zusammenhruch und nach schwerstem Erleben seine Gattin wird — als auch im Kriege; wir heben den Ahschnitt hervor, der von den Kämpfen auf Ösel handelt. Auch in der

Nachkriegszeit bewährt er sich unter verschiedenen Umständen, bis er zuletzt aus Chile, wo er Landwirt geworden, heimkehrt, um am Wiederaufbau unserer Wehrmacht teilzunehmen. — Völlig im Vorgestern spielt wiederum der Roman von Günther Birkenfeld „Die Versöhnung" (Paul Neff, Berlin 1938). Er gibt, gewissenhaft und gut geschrieben, ein Bild norddeutschen Kleinwelt-Durchschnittslebens jener Jahre in seinem Gemisch von Biederkeit, kleinen Gelüsten und Nichtigkeit. Er gibt dieses Bild in aller Lebenswahrheit.

Lebenswahr in Licht und Schatten ist endlich auch das Werk außerdeutschen Ursprungs, „Der wunderbare Fischzug" von Guy de Pourtalès (aus dem Französischen übersetzt von Helene Chaudoir. H. Hugendubel, München 1938). Der Verfasser ist Welschschweizer, wohlbekannt bereits durch manche Werke, seine Heimat ist Genf. Der Roman steht dichterisch auf hoher Stufe und lebt von der echten Liebe des Bodenständigen — vielmehr bodenständig Gewesenen — zur Heimat und durch sein Leid um das Absterben der Bodenständigkeit, der alten Art und Sitte. Der Held des Buches — und hinter ihm der Verfasser — müht sich redlich, während die Alten die ihnen fremd werdende Welt verlassen, einen Anker zu finden, einen Halt in dieser zeitaufgezwungenen unholden Freizügigkeit, die da unwiderstehlich eintritt, zumal auch die Heimat im Zuge der Zeit sich von grundaus verändert — mögen auch See und Alpen und die Hauptansicht der Landschaft die gleichen bleiben. Das Übel der Entwurzelung stellt sich dar, aber auch kein Mittel, ihm Einhalt zu tun, indessen Ehrlichkeit verbietet, die Augen davor zu verschließen. Einst hat Wilhelm Raabe in seiner Erzählung „Ein Frühling" die Wurzellosigkeit der Völkerwanderung als ein fürchterliches Leiden geschaut, als eine „zweite Sintflut", und hat ihre Wiederkehr in anderer Form — eine dritte Sintflut geweissagt: „Wachet und betet", so schließt er jene Stelle, „daß der Geist Gottes über den Wassern bleibe" — und hat gehofft, daß er bleiben werde. Das gilt auch von jenem Heimatwasser des Verfassers, auf dem der mittelalterliche Maler Konrad Witz den wunderbaren Fischzug der Bibel geschehen läßt — nach welchem Gemälde das tiefe, doch schwermütige Buch des Genfer Dichters den Namen führt.

Otto Freiherr von Taube

AMERIKA-BÜCHER II

Nach dem historischen Werk Friedericis und den verschiedenen mehr tagespolitischen Schriften, die unserem vorhergehenden Bericht zugrunde lagen, kommen wir zu zwei Erinnerungsbüchern, die wir Halbbiographien nennen möchten, weil in beiden die Persönlichkeit sich selbst mehr bewußt als unbewußt darstellt als einmaliges und einzigartiges Ergebnis an sich typischer Gegebenheiten und somit für uns auch wieder typisch wird für Zeit, Volk, Kultur.

Hugh Wilsons Buch „Lehrjahre eines Diplomaten" (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart Berlin 1938) ist schon seines Verfassers wegen interessant, der während des Kriegs zweiter Gesandtschaftssekretär in Berlin war und gegenwärtig wenigstens Titularbotschafter in Berlin ist (er wurde bekanntlich zur „Berichterstattung" nach Washington zurückgerufen). Wilson gibt uns zunächst eine Charakteristik der unmittelbaren Vorkriegsgeneration in USA. Die Aufgabe des 19. Jahrhunderts, die Eroberung und Aneignung des kontinentalen Raums von USA. war gelöst. Sie hatte gerade in der unmittelbar vorausgehenden Generation noch zur höchsten Steigerung der kolonisatorischen Idee und des kolonisatorischen Menschentyps geführt. Und inmitten eines schon unerhörten Reichtums bei den führenden Familien des Landes war die alte patriarchalische Familienordnung, die strenge puritanisch-kalvinistische Lebenseinstellung aufrechterhalten worden, ja sie hatte sich eben in dieser Verbindung von

Reichtum und Familienzusammenhalt äußerlich noch verstärkt. Dieser puritanisch-kalvinistische Kapitalismus war nicht mehr eine Wirtschaftsform, sondern selbst Symbol und Verwirklichung einer Weltanschauung, die aber gerade in ihrer vollen Materialisierung sich für ihre menschlichen Träger als kaum mehr tragbar erwies. Da die ältere Generation darüber hinaus nichts an geistigen und sittlichen Werten zu bieten hatte, so ergab sich gerade für die Vorkriegsjugend in USA. eine völlige Ziel- und Richtungslosigkeit, damit aber auch eine Inhaltlosigkeit des Lebens selbst: das Leben ist ein Spiel; man muß es sich wenigstens für einige Jahre interessant, angenehm und vergnüglich gestalten. Als ein ganz guter Weg, um aus der geistigen, seelischen und kulturellen Enge des Vaterhauses herauszukommen, erschien dem jungen Hugh Wilson die diplomatische Laufbahn. So ging er für einige Jahre zur Ausbildung auf eine Pariser Hochschule und trat dann nach Ablegung seiner Prüfung für die „Zivilbeamten"-Stellung (im Gegensatz zu politischen Beamten) in den auswärtigen Dienst. Über Guatemala und Buenos Aires kam er 1915 nach Berlin. Als der Krieg ausbrach, hatte Hugh Wilson (wie er selbst sagt) noch nicht die mindeste Ahnung von der Problematik Europas, aber sein starker politischer Instinkt sagte ihm wenigstens, daß hinter einem Krieg von solchen Ausmaßen mehr stecken müsse als die Torheit und das frivole Spiel eines Kaisers. Erst in Buenos Aires ließ er sich dann von entgegengesetzten Lagern angehörigen Diplomaten über die Balkanfrage aufklären. Auch bei der Greuelpropaganda hatte er den Eindruck, daß etwas nicht stimme.

Hugh Wilson stellt sich selbst als typischen Vertreter seiner Generation in dem Sinne vor, daß sein Leben ihm wie seiner ganzen Generation rückblickend in drei Teile zu zerfallen scheint: Vorkrieg, Krieg, Nachkrieg; das Eigentümliche sei, daß diese drei Teile in der Gesamtbetrachtung von den meisten so empfunden würden, als ob sie alle gleich lang gewesen seien — so tief war also das Kriegserlebnis auch in den Vereinigten Staaten. Aber wir glauben, daß hier die typische Bedeutung seiner Persönlichkeit endet. Die meisten Menschen in USA., und zwar gerade aus den gebildeten Kreisen, haben sich ganz kritiklos der Kriegshysterie hingegeben. Wilson blieb immer etwas außerhalb; er wurde durch das Kriegserlebnis ein sehr nachdenklicher und in vieler Beziehung skeptischer Mann. Er wurde ein ernster, ja leidenschaftlicher Arbeiter und ordnete sich als solcher dem Dienst seines Staats und seines Volks völlig ein, ohne aber auf seine eigenen Überzeugungen zu verzichten, und bereit, diese eigenen Überzeugungen im Rahmen des ihm dienstlich und persönlich Möglichen zu vertreten. Als Diplomat wurde er zu einem Prediger der Mäßigung. Der Leitsatz des Diplomaten ist für ihn: „Wir lieben nicht, wir hassen nicht, wir richten nicht, wir verurteilen nicht; wir beobachten, wir denken nach, wir berichten."

Ein Gegenstück zu seinen Memoiren bildet das Buch der Ray Beveridge „Mein Leben für Euch. Erinnerungen an glanzvolle und bewegte Jahre" (Deutscher Verlag, Berlin 1937). In allen Äußerlichkeiten sind diese Leben ziemlich gegensätzlich verlaufen. Was aber beide gemeinsam haben, das ist, daß sie aus der gleichen oder mindestens einer verwandten Gesellschaftsschicht stammen und daß in beiden Lebensschicksalen das Ausland, und zwar gerade Deutschland, eine so große Rolle spielt — für Ray Beveridge schlechthin eine entscheidende Rolle. Die beiden gehören alten vornehmen Familien rein angelsächsischer Herkunft an. In beiden Fällen sind die Familien auf den Wellen der gewaltigen europäischen Einwanderung und der großartigen technischen und organisatorischen Erschließung des ungeheuer reichen Kontinents zu einem für europäische Verhältnisse märchenhaften Reichtum emporgestiegen. In beiden Fällen sprengte das Bewußtsein dieses Reichtums und der Weite des Landes und darüber hinaus der Blick in die Welt die Enge und Strenge puritanisch-kalvinistischer Lebensbindungen. In Jahrhunderten strenger und straffer Disziplin aufgespeicherte Energien, aber auch zurückgedämmte Bedürfnisse wurden plötzlich freigesetzt, ohne daß ihnen eine neue Richtung und ein schöpferischer Sinn zugewiesen worden wäre. Das Ende des 19. Jahrhunderts (wenn wir es gerade hinsichtlich seiner USA.-Vertreter

bis zum Ausbruch des Weltkriegs rechnen) bedeutet ebenso das Ende einer Aristokratie wie das Ende des 18. Jahrhunderts. Es war ein Taumel von Schönheit und Lebensbejahung alles dessen, was die weite Welt, Natur und Kunst, Wissenschaft und Geist nur irgendwie und irgendwo zu bieten hatte, und als dieser Taumel zu Ende kam, da zersplitterte sich diese Aristokratie des bejahenden Lebensgenusses in Einzelschicksale, die nicht selten durch alle Tiefen von Armut, Krankheit, Elend hindurchführten zur echten Größe geläuterten Menschentums. Das in Jahrhunderten aufgespeicherte Kapital an bürgerlicher Tüchtigkeit und Lebensdisziplin, an Geist und Charakter führte diese Menschen durch alle Schwierigkeiten hindurch zu später Reife.

Während Hugh Wilson in der großen Kulturkrise des Weltkriegs das gegenüber dem einzelnen übermächtige Sein und Leben der Staaten und Völker entdeckt, in das der einzelne eingebettet ist, beginnt hier für Ray erst die eigentlich tragische Zuspitzung in ihrem an tragischen Momenten reichen Leben: in Münchens Künstlerkreisen und in den Schlierseer Bergen hatte sie eine neue, ihre eigentliche seelische Heimat gefunden. Hinreißend war ihre Schönheit: Lenbach gestaltete ihr zuliebe das große Künstlerfest des Münchener Karnevals zu einem Griechenfest; sprühend ihr Geist und ihr Witz; das ganze junge Menschenkind eine Mischung von höchstem Raffinement und kindlicher Naivität. Und in den Bergen ging sie wie jede andere Münchnerin ganz in der Natur auf, ohne sich zu verlieren. Noch in die Zeit vor dem Krieg fällt aber der finanzielle Zusammenbruch ihrer Familie. Nun muß sie Geld verdienen. Sie geht zum Kabarett. Und wieder folgt eine glänzende Zeit, eine Zeit größter, auch finanzieller Erfolge bei ihrem Auftreten in allen Weltstädten. Dann kam der Krieg, in dem sie nun leidenschaftlich für Deutschland Partei ergreift. Sie zieht sich dadurch persönlich die allerhöchste Ungnade von Präsident Wilson zu. Von ihren Verwandten in USA. wird sie wegen ihrer Deutschfreundlichkeit geächtet, mehr oder weniger als deutsche Agentin oder Spionin betrachtet. Schließlich gelingt es ihr, als Hearst-Korrespondentin nach Deutschland zu entkommen: sie hatte sich endgültig für Deutschland entschieden. Was sie damals in Deutschland fand, in der späteren Kriegszeit und in der Nachkriegszeit, das war nur grenzenloses Elend, dazwischen wieder allerdings Züge von höchster Größe und Vornehmheit volksverbundener Gesinnung. Ray stellte ihre ganze Kraft in den Dienst der Linderung dieser Not. Neue schwere Enttäuschungen kamen. Aber enger verwächst sie nur mit ihrer deutschen Wahlheimat und stärker wird ihr Glaube an seine Wiedergeburt. Sehr früh war sie der nationalsozialistischen Bewegung beigetreten. Deutschlands Wiedergeburt durch den Nationalsozialismus wurde so auch für sie zu einem inneren und äußeren Wendepunkt ihres Lebens.

*

Während uns die beiden vorhergehenden Bücher mit Menschen bekanntmachten, denen (um mit Malthus zu reden) an der Tafel des Lebens ein Platz weit oben gedeckt war, während diese Menschen aber Kinder einer zerfallenden und absterbenden Kultur waren, die sich dann in einer veränderten Welt neu einzurichten suchten, dabei aber materiell ebenso wie seelisch und geistig von einem reichen Erbe getragen wurden, führt uns der „Roman aus Detroit“ von Wessel Smitter „Ein Mann — und etwas mehr“ (Deutsch von W. v. d. Mülbe. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart Berlin 1939) mitten in die Gegenwart eines großen industriellen Betriebs in USA. und unter Menschen, die von allen Enden des weiten Gebiets der Vereinigten Staaten zusammengeweht sind, um für eine unsichere Existenz zu kämpfen, die von Maschinen und von der Konjunktur bestimmt wird; hier ist von den CIO., den neuen Industriegewerkschaften der Lewisschen Richtung die Rede, denen auch weitgehende Verbindungen nach dem Kommunismus hin nachgesagt werden, von der WPO., der gesamtstaatlichen Notstandsarbeitsorganisation, von der Werkpolizei — Dingen, die in der gegenwärtigen inneren Politik von USA. eine sehr bestimmende Rolle spielen und deren Wesen und Bedeutung dem deutschen Leser hier, wenn auch nur im Vorbeigehen, klargemacht werden. Mehr als die

Romanhandlung als solche interessieren uns hier die realen Lebensbedingungen, die Kulturatmosphäre und ihre Einwirkungen auf die Menschen der Arbeiterschicht (und zwar wohl der Fordwerke). Wir sehen, wie der Zwang, der von der Maschine, erst recht von ihrer besonderen Form, vom laufenden Band ausgeht, deshalb so besonders schwer empfunden wird und dann auch so besonders stark wirkt — hier die persönliche Initiative lahmlegend und allmählich ertötend und dort in gleichmachender Arbeitsdisziplin die Menschen bindend und ihrem Leben Halt gebend —, weil eine wirkliche Gemeinsamkeit der Rasse und der Kultur als Gegengewicht fehlt. Nicht nur steht der Neger neben dem Weißen (nach den Schilderungen des Buchs gewinnt man den Eindruck, daß dabei der Neger gerade in der Gleichförmigkeit der Arbeit, die wenig Denken, aber genau angelernte Handgriffe erfordert, überlegen ist — wenn dies zutreffen würde, was ich nicht weiß, so würde es manches erklären und von beträchtlichen soziologischen und politischen Folgen sein); auch innerhalb der weißen Arbeiterschaft stehen sich die Angehörigen verschiedenen Volkstums (Angelsachsen, Deutsche, Italiener, Polen) großenteils verständnislos und oft instinktiv feindlich gegenüber. Nur die starre und unpersönliche Disziplin der Maschine mildert die seelischen und kulturellen Spannungen, die sich sonst leicht in Gewalttaten entladen. Aber auch unter der Disziplin der Maschine sind diese seelischen und geistigen Spannungen vorhanden und drohen sich explosiv zu äußern: die durch die Maschine vergewaltigte Menschennatur (das meint wohl der Verfasser) ist nur äußerlich gebunden: ein Funke kann die aufgehäuften Energien freisetzen. Aber in der Regel kommt es nur zu individuellen Katastrophen: der einzelne rebelliert, wird verrückt, begeht Selbstmord. Die Disziplin der Maschine zieht die Menschen an sich und hält sie fest, und so erwächst durch sie schließlich ein gewisser Einheits-Arbeitertyp, und gleichzeitig formen sich neue menschliche Beziehungen.

Smitter schildert uns damit eine Zeit, in der der Individualismus, so wie ihn die frühere Geschichte der Vereinigten Staaten entwickelt hat, und so wie er auch noch heute in seinen Farmern lebt und in den Waldarbeiterlagern in den ungeheuren Forstwildnissen sich voll entfalten kann, in der Atmosphäre der Großbetriebe in den Städten abstirbt. Jener Individualismus, auf dem ein großer Teil der außerordentlichen Leistungen von USA. im 19. und im beginnenden 20. Jahrhundert beruhte, ist im typischen modernen USA.-Industrie-Großbetrieb nicht mehr lebensfähig, und er macht einem zwar nicht in der Kleidung, wohl aber im Geist, in Seele und Charakter uniformierten Menschentyp Platz. Aus dem frischen, lebensfrohen, selbstvertrauenden Naturkind wird der „Fordarbeiter" (oder wie der Großbetrieb sonst heißen mag), der eine in sich wohl definierte, das heißt umgrenzte und standardisierte Menschenform darstellt. Der Fordarbeiter, wenn er auf die Dauer etwas leisten und erfolgreich sein will, muß an die Worte seines Meisters und Herrn glauben und sie sich Tag und Nacht vor Augen halten und seinen Ehrgeiz darauf beschränken, ein reibungslos laufendes Rädchen im großen Getriebe zu sein, also ein Mann mit vielen kleinen Tugenden, die keineswegs leicht zu erwerben oder zu erhalten sind, solange hinter diesen Tugenden wirklicher Verzicht und Resignation stehen.

Gewiß, die Gesellschaftsklassen oder -kasten, aus denen die Menschen Smitters und aus denen ein Hugh Wilson oder eine Rey Beveridge stammen, sind grundverschieden. Sie waren immer verschieden. Insofern ist ein direkter Vergleich, als ob es sich um aufeinanderfolgende Generationen auf dem gleichen kulturellen Mutterboden handelte, nicht möglich. Aber charakteristisch ist eben, daß diese Smitterschen Menschen heute die literarische Bühne von USA. füllen, während die Hugh Wilson und die Beveridge nur nach einer untergegangenen geschichtlichen Phase hinweisen und selbst Vertreter einer Übergangszeit sind. Zwar gab es auch schon in der letzten Generation diese Bevölkerungsschichten Smitters, aber sie wurden literarisch nicht vertreten, und sie fanden politisch erst allmählich Anerkennung; heute sind sie eine große politische Macht, und eben deshalb sind sie auch literarisch bedeutsam.

So besteht zwischen den besprochenen

Werken eine historische Vergleichharkeit in dem Sinn, in welchem es überhaupt eine historische Vergleichharkeit giht. Die vergleichende Methode in der Geschichtshetrachtung muß vom grundsätzlichen Standpunkt aus um die Unvergleichharkeit alles geschichtlichen Seins und Werdens, also um die Einmaligkeit und Einzigartigkeit jedes wirklichen geschichtlichen Verlaufs wissen, und dann gerade durch den Vergleich die unvergleichbaren Momente aus dem Gesamthild heraus entwickeln. Die ehen besprochenen Bücher geben einen Einhlick in die Wandlungen, die USA. als Kulturwelt im letzten Menschenalter durchgemacht hat.

Hermann Lufft

Beilagen-Hinweis

Diesem Heft liegen folgende Prospekte bei:

Axel Schmidt: Ukraine, Land der Zukunft, und Montgomery Belgion: Neues aus Frankreich. Aus den Steiniger Verlagen, Berlin.

Viscount Rothermere: Warnungen und Prophezeiungen. Albert Nauck & Co. Berlin.

Vom frohen Genießen. Ferd. Rückforth Nachf.

Der Verlag

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. J. Moras, Berlin W 30, Mackensenstr. 17 / Für den Anzeigenteil: Hans Kraus, Berlin / Druck u. Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart Berlin / DA. 3966 II. Vj. 39. – Pl. 4

BERLINER MONATSHEFTE

HERAUSGEGEBEN VON AUGUST BACH

SEPTEMBER 1939

Aus dem Inhalt:

Preis: vierteljährlich RM. 2.50 / Einzelheft RM. 1.– / Probehefte kostenlos

QUADERVERLAG AUGUST BACH · BERLIN W 15